

KONSTANTIN SACHER

U  
N  
D  
E  
R  
L  
Ö  
S  
E  
M  
I  
C  
H

Roman

TEMPO

Und erlöse mich

*TEMPO Bücher erscheinen im  
Hoffmann und Campe Verlag.*

1. Auflage 2017  
Copyright © 2017

by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg  
[www.hoca.de](http://www.hoca.de)

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-455-00175-4

  
HOFFMANN  
UNDCAMPE

---

*Ein Unternehmen der*  
GANSKE VERLAGSGRUPPE

1

Danke. Danke, dass ihr meinem Aufruf gefolgt seid. Ich bin euch sehr dankbar. Eure Hilfe ist sehr wichtig für mich. Nicht, dass ich nicht alleine klarkommen würde. Ich komme auch ohne euch aus. Aber mit eurer Hilfe wird es einfacher. Ihr denkt jetzt sicherlich: *Was will der eigentlich von mir!?* Ich erkläre es euch.

Ich sitze hier irgendwo, wo, möchte ich nicht sagen, und schreibe an euch. Weil ich wissen muss, was ihr denkt. *Aha, er muss es also wissen. Und warum sollte ich es ihm sagen?*, denkt ihr jetzt sicher abfällig. Zumindest einige von euch denken das. Ihr würdet vielleicht auch gerne einmal wissen, was so manch einer zu euren Fragen sagt. Dazu kann ich nur sagen: Fragt doch! Ich bin sicher, euch hört jemand zu. Ihr wollt ja auch lesen, was ich euch schreibe.

Falls doch nicht, dann wäre jetzt der richtige Moment, um auszusteigen. Es ist nur ein Angebot. Wenn ihr nicht interessiert seid, dann legt das Buch zur Seite und rührt es nicht mehr an. Dann bin ich für euch gestorben. Ich kann euch nicht mehr ansprechen, keine Chance. Und übel nehmen kann ich es euch auch nicht. Ich kenne euch ja gar nicht. Also bitte, alle, die sich jetzt schon

genervt fühlen: Legt das Buch weg und tut uns beiden einen Gefallen, indem ihr es sein lasst. Eure Antworten würden sowieso nichts taugen.

Darum geht es mir nämlich. Ich will Antworten von euch. Ich muss wissen, was ihr von mir haltet. Ich habe so viel über mich nachgedacht, ich bekomme einfach trotzdem kein klares Bild. Ich muss wissen, ob ihr mich missachtet. Ich muss wissen, ob ihr mich für ein egoistisches Arschloch haltet. Ob ihr denkt, dass es mir nur um mich geht.

*Was? Das kann er doch nicht ernst meinen!*

Doch. Ich kann das ernst meinen.

Und ja, ich bin derselben Meinung, der sicher auch viele von euch sind, nämlich dass es Quatsch ist, danach zu fragen, ob man als Mensch ein Egoist ist, denn alle Menschen müssen ja egoistisch sein, sonst könnten sie nicht überleben. Man selbst steht immer im Mittelpunkt. Unweigerlich. Ja, da habt ihr, oder ich sollte besser sagen, da haben wir recht.

Mein Punkt ist aber ein anderer. Ich möchte nicht wissen, ob ihr mich nach euren Maßstäben für einen Egoisten haltet oder ob ich nach den Maßstäben der meisten Menschen ein Egoist bin. Ich möchte von euch wissen, ob ich mich selbst für ein unverbesserliches, egoistisches Arschloch halten soll. Ein Arschloch, bei dem alles um es selbst kreist. Also müsst ihr euch in mich hineinversetzen. Deshalb werde ich euch einiges erzählen. Ich möchte mir damit natürlich auch etwas von der Seele reden. Womit dieses ganze Vorhaben schon wieder selbstsüchtig ist. Ich möchte eure Lebensenergie haben. Ihr sollt sie darein investieren, mein Buch zu lesen, damit ich mir im Klaren bin.

Andererseits – und auch das meine ich jetzt ernst –, so egoistisch ist das gar nicht. (Passt jetzt gut auf, denn es geht schon los mit dem Verstehen, wie ich so bin und wie ich so denke!) Denn wenn es mir besser geht, dann bin ich auch besser in der Lage, anderen zu helfen. So läuft das. Aber das ist natürlich alles noch ein wenig unreflektiert.

Meine Fragen an euch lauten: Was soll ich von mir halten? Bin ich so sehr Egoist, dass ich nur noch mich selbst sehe? Und damit ihr mir helfen könnt, werde ich euch erzählen, was ich so getan und erlebt habe in letzter Zeit. Noch mal: Danke schon im Voraus für eure Hilfe! Bitte schickt eure Antwort möglichst bald, nachdem ihr fertig gelesen habt, an [binicheinegoist@gmail.com](mailto:binicheinegoist@gmail.com). Denn sonst, wenn ihr die Fragen nur für euch beantwortet, habe ich ja nichts davon, und das geht nicht. Bei aller Liebe zum Schreiben – und die ist wirklich nicht gering – denke ich doch: Wer etwas schreibt, der will auch etwas davon haben, und sei es nur das Bewusstsein, weitergekommen zu sein und etwas geschaffen zu haben. Und da wären wir jetzt ja schon mitten im Thema. Aber Stopp! Ich möchte anders anfangen. Ich erzähle etwas, das mir vor etwa zwei Jahren passiert ist.

*Tik tak, tik tak.* Die Uhr schlägt unaufhörlich, aber eigentlich schlafe ich noch und sollte die Uhr nicht hören. Ich höre sie trotzdem. Sie macht *tik tak, tik tak* und gibt mir das schlechte Gefühl, etwas zu verpassen. Ich weiß nicht was. *Scheiß Uhr! Was willst du? Was fuckst du mich ab?* Ich schlafe und höre dich eigentlich gar nicht. Außerdem, was für eine Uhr tickt hier eigentlich?

Ich habe nur Digitaluhren. Diese Wecker, die sogar die Temperatur anzeigen können und die Luftfeuchtigkeit. Nur ticken können sie nicht. Ich schaue mich um. Wo tickt es? Ich sehe die Uhr. Es ist eine große, bestimmt 1,70 Meter hohe, schwere, braune Holzstanduhr. Wieder macht es *tik tak, tik tak*. Ich starre auf die Uhr, und dieses Mal macht es nicht *tik tak*. Es macht *fick fuck, fick fuck, fick fuck*, und sie sieht nicht mehr aus wie vorher. Das Ziffernblatt färbt sich rosa, und die Zeiger sind auf einer Klitoris festgemacht. Das Ziffernblatt ist eine Muschi. Eine schöne Muschi, um genau zu sein. Mein ganzer Ärger verschwindet. Ich kann nur noch auf die Muschi schauen. Sie ist rasiert. Kein Härchen ist zu sehen, aber dafür glänzt es feucht zwischen den Lippen, und der Spalt ist leicht geöffnet. Als wäre es noch nicht lange her, dass dort etwas herausgezogen wurde. Mein Kopf bewegt sich immer näher an das Ziffernblatt der Uhr heran. Ich will die Muschi küssen und ihr den Schleim aus der Ritze lecken. Doch obwohl ich mich auf sie zubewege, komme ich ihr nicht näher. Ich schaffe es nicht, auch nur einen Zentimeter näher an sie heranzukommen. Sie bleibt unerreichbar. Die Zeiger bewegen sich weiter und werden jetzt immer schneller. Ich bekomme Panik. Ich muss da ran. Ich atme schnell und flach. Schweiß rinnt mir auf die Stirn. Ich habe meine Hand in meiner Hose und meinen Penis in der Hand. Er ist fest und groß. Rechts und links ist keine Uhr mehr zu sehen. Ich sehe nur weiße Wände und einen riesigen, hässlichen, weißen Kleiderschrank.

Ich bin in meinem Schlafzimmer. Es war ein Traum, und die Uhr und die Muschi und mein Versagen, das alles hat gar nicht stattgefunden. Das beruhigt mich im

ersten Moment. Aber auch nur im ersten Moment. Dann fällt mir ein, dass das gar nicht stimmt. Die Uhr und die Muschi mag es nicht gegeben haben, in echt. Aber das Versagen, das gibt es. Ich habe noch immer meine Hand an meinem Penis. Sie liegt dort, geformt wie eine leere Muschel. Ich lege die Hand gerne so hin. Dann habe ich das Gefühl, dort ist alles gut und warm und sicher. Und wenn dort, also zwischen meinen Beinen, nicht alles gut und warm und sicher wäre ... es gibt nicht vieles, was schlimmer sein könnte. Aber in diesem Fall ist ja alles gut, und ich drehe mich zur Seite. Dabei reibe ich mit der flachen Hand von oben über den Penis. Es macht mich selbst geil, wie schön hart und groß mein Penis ist. Wäre die Muschi aus dem Traum jetzt in Wirklichkeit hier, ich könnte ihn sofort in sie stecken. Obwohl – nein, das stimmt nicht.

Ich konnte keine Frauen mehr ficken. Das klingt jetzt vielleicht ein wenig komisch, aber es war so. Und ich konnte es auch nicht ändern, zumindest damals nicht. Deswegen war mein Versagen wirklich, und nur die Muschi und die Uhr waren Erfindungen meiner Phantasie.

Ein Jahr vor diesem Traum hatte ich mit meiner Freundin Schluss gemacht, und danach konnte ich keinen Sex mehr haben. Ich weiß nicht, was das sollte. Immer wenn ich mit zu einer Frau nach Hause ging – zu mir ließ ich sie aus Prinzip nicht kommen –, lief erst mal alles super. Doch dann passierte es immer wieder.

Wie als ich mit Sandra mitgegangen bin. Wir kannten uns schon ein bisschen und mochten uns auch. Sie war nicht sehr attraktiv, aber irgendwie fand ich sie trotzdem

geil. Aber ich wollte sowieso alle Frauen ficken. Vielleicht lag es auch daran. Egal. Sie findet mich geil und ich sie. Also ziehen wir uns aus und küssen uns überall. Mein Penis steht steif nach oben. Dann soll es richtig losgehen, ich meine das eigentliche Ficken. Sobald es also richtig losgehen soll, wird alles weich, und nichts geht mehr. Ich ärgere mich, ich schäme mich, und ich werde sauer. Aber das macht es nur noch schlimmer. Sandra ist sehr verständnisvoll, oder sie tut zumindest so. Was soll sie auch anderes machen. Ich bin ja nun mal in ihrer Wohnung, und sie könnte mich zwar mit den Worten »Sorry, aber du bringst es einfach nicht, bitte geh jetzt« rausschmeißen, aber dafür ist sie zu nett und zu höflich. Also versucht sie es mit Blasen und Lecken und Reiben und allem, was ihr so einfällt. Es wird aber nicht besser. Und dann, als mich das alles so nervt, dass ich nicht mehr stillhalten und dieses Programm über mich ergehen lassen kann, lege ich sie auf den Rücken. Ich lecke sie erst ein bisschen, und dann versuche ich, während ich mit dem Kopf zwischen ihren Beinen bin, mit der Zunge an ihr Arschloch heranzukommen. Es gelingt mir nicht wirklich. Aber der Geruch und die Vorstellung, ihren Arsch zu lecken, lassen meinen Penis wieder härter werden. Ich drehe sie um und ziehe sie an der Hüfte hoch, sodass sie vor mir kniet. Ich bin in der besten Position, um sie von hinten zu ficken. Aber das habe ich nicht vor. Ich lecke ihren Arsch. Sie zuckt ein wenig zurück. Wahrscheinlich schämt sie sich ein bisschen vor sich selbst. Aber sie scheint es zu mögen. Nach dem Zurückzucken kommt sie wieder in meine Richtung. Ich presse meine Zunge jetzt fast in ihr Loch hinein, und sie macht leise Lust-

geräusche. Ich nehme meinen rechten Zeigefinger und reibe über das Loch, dann stecke ich ihn ihr langsam, damit sie nicht zu überrascht ist und sich an den Gedanken gewöhnen kann, hinein. Sie zuckt wieder kurz und lässt dann locker. Mein Finger in ihrem Arsch turnt mich so an, dass mein Penis wieder ganz hart und groß ist. Ich schiebe den Finger ein bisschen rein und raus, jetzt will ich sie ficken, am liebsten in den Arsch, aber das traue ich mich nicht, also drehe ich sie wieder rum und will mich zwischen ihre gespreizten Beine legen. Sie flüstert mir etwas zu und drückt mich ein Stück weg, ich höre aber nicht darauf und schiebe mich wieder zu ihrer Muschi. Dann sagt sie es noch mal, und dieses Mal so laut, dass ich es nicht überhören kann: »Wir müssen noch ein Kondom benutzen.«

Sie greift nach links zu ihrem Nachttisch, und im gleichen Moment wird es bei mir schon wieder weicher, und ich fange an, mich zu ärgern. Als sie mir das Kondom in die Hand drückt, versuche ich noch ein, zwei Mal alibihaft, es mir überzuziehen, aber ich weiß schon vorher, dass es nicht halten wird. Also sage ich leise vor mich hin: »Es klappt nicht, es tut mir leid.«

Sandra ist enttäuscht, bleibt aber nett und streichelt mir meinen Rücken, während ich mich zur Seite drehe, um einzuschlafen. Ich tue nur so und döse vor mich hin. Als ich merke, dass sie eingeschlafen ist, stehe ich auf und gehe.

*What the fuck?!*, denkt ihr? Ja, das habe ich auch gedacht, beim ersten Mal, als mir das passiert ist. Aber bei Sandra hat es mich eigentlich schon nicht einmal mehr über-

rascht. Ich erzähle euch das, damit ihr einen Eindruck davon bekommt, in was für einer Situation ich damals war. Das passierte, wenn ich mit Frauen schlafen wollte. Ich konnte sie nur in den Po oder ohne Kondom ficken. Jede Form des Normal-in-Anführungsstrichen-Sex hat mich nicht genug erregt. Das war beispielhaft für alles, was ich so gemacht habe, nachdem Sarah und ich uns getrennt hatten. Es hat mich nicht erregt.

Obwohl ich sagen muss, dass ich diese Abneigung gegen Kondome schon immer hatte. Abneigung ist eigentlich zu schwach ausgedrückt. Ich hasste Kondome. Mal ehrlich: Was kann es Beschisseneres geben, als sich ein Stück Kunststoff dazwischen zu stecken, wenn zwei Menschen das Schönste machen wollen, was es auf der Welt gibt? Ich wartete nur darauf, dass irgendjemand anfangen würde, zu verbreiten, man solle sich beim Masturbieren eine Folie zwischen die Haut und das Geschlecht legen. Tücher, die man beim Lecken über die Muschi legen soll, gab es ja schon. So habe ich gedacht.

Ich möchte nicht, dass ihr jetzt denkt, mir würde einer abgehen, wenn ich Sexgeschichten von mir aufschreibe, und dass ich euch deswegen von mir erzähle. Das ist wirklich nicht der Fall. Es geht mir nur darum, dass ihr nach und nach einen Eindruck von mir bekommt; einen echten Eindruck. Und für die Zeit vor zwei Jahren, von der ich gerade erzählt habe, war dieses Ereignis des missglückten Sex mit Sandra erstens symptomatisch und zweitens beispielhaft. Wirklich. Denn vieles von dem, was ich tat, hing noch mit der Beziehung davor zusammen, die nun schon drei Jahre her ist. Aber ich will noch nicht davon schreiben, was mit dieser Beziehung

so war. Ich finde es immer noch sehr anstrengend, darüber zu reden, schreiben macht es zwar ein wenig einfacher, aber eigentlich ist es ja ein bisschen wie reden, wie mit sich selbst reden. So bleibt es unangenehm. Ich schreibe lieber später von dieser Beziehung. Nur so viel für den Moment: Es hing damals alles damit zusammen, auch das mit dem Sex.

Ich muss aber auch noch einen anderen wichtigen Punkt gleich erwähnen.

Ich bin ein gläubiger Mensch, ja ich scheue mich nicht zu sagen, dass ich ein sehr gläubiger Mensch bin. Nicht so, wie es sich wohl die meisten vorstellen, wenn man von sehr gläubigen Menschen hört. Also dass ich jeden Tag stundenlang bete und über der Bibel meditiere. Ja, das hätte ich vielleicht dazu sagen sollen, ich bin ein gläubiger Christ. Wobei das Christsein zwar die Basis für meinen Glauben gelegt hat und auch weiterhin die Basis ist. Ansonsten tue ich mir aber einigermaßen schwer damit, zu sagen, ich bin ein sehr gläubiger Christ. Obwohl es stimmt.

Was mich stört, ist, dass jeder denkt, ein gläubiger Christ würde jeden Morgen in die Messe rennen, mindestens einmal am Tag den Leib Christi essen, einen alten Mann in roten Schuhen für den Stellvertreter Gottes auf Erden halten, Sex vor der Ehe verurteilen, Nichtchristen für Ungläubige halten oder zumindest in den häufig bis sehr häufig besuchten Gottesdiensten in Zungen reden. Oder die Menschen denken, als Christ müsste man jederzeit ein ordentliches und anständiges Leben führen. Nichts von alledem ist der Fall. Zumindest nicht bei mir.

Aber ich bin trotzdem Christ. Ich verstehe es bloß ganz anders. Das Abendmahl etwa ist für mich was Positives. Es ist ein gemeinschaftliches Erlebnis und die teilnehmende Gemeinde ist danach im besten Fall gestärkt. Aber daran zu glauben, dass dabei mehr passiert, das gelingt mir nicht. Ich meine, es wäre doch wirklich eine merkwürdige Idee von Gott, die Menschen das Verzehren seines Sohnes feiern zu lassen, damit sie in einen bestimmten Zustand des Heils versetzt werden; was auch immer das überhaupt heißt – Heil. Ich glaube überhaupt nicht, dass die Menschen etwas Bestimmtes tun müssen, damit Gott sie in einen Heilszustand versetzt. Die Menschen sind ja seine Schöpfung, und dass Gott zum Schlechten schöpft, das glaube ich nicht. Über den Papst muss ich eigentlich gar nicht reden. Der ist lächerlich, das ist klar. Ein Mensch als Stellvertreter Gottes. Bullshit. Was soll das? Obwohl ich seine Meinung zum Thema Kondome lange verstehen konnte. Gott will es sicher nicht, dass zwei Menschen beim Sex ... aber das hatte ich ja schon. Und kein Sex vor der Ehe? Warum sollte Gott den Menschen etwas verbieten wollen, was ihnen gut tut und sie fröhlich sein lässt?

Damit wir uns verstehen, die ganzen Dinge, die ich gerade genannt habe, haben für mich nichts mit meinem Glauben zu tun. Gott ist *für* die Menschen, nicht *gegen* sie. Und er unterscheidet auch nicht zwischen ungläubigen und gläubigen Menschen. Ich meine, was sollte das für ein Gott sein, der nur Menschen aufnimmt, die an ihn glauben. Obwohl das ein wenig komplizierter ist, denn vielleicht muss man schon glauben – zwar nicht, damit Gott einen annehmen will, denn das will er sicher,

aber damit er einen überhaupt annehmen kann. Wobei das wieder darauf ankommt, was es heißt, dass man von Gott angenommen ist. Das ist jetzt zu kompliziert.

Nur um das noch abzuschließen: Ich rede niemals in Zungen und kann nicht verstehen, wie manche Leute glauben können, dass es Gott sei, der in einigen Leuten erscheint und sich darin offenbart, dass er diese Leute wirres Zeug brabbeln lässt, was nur sie verstehen. Ich hätte es gerne gehabt, dass der christliche Glaube der Grundstock meines Lebens wäre. Aber ich habe es nie geschafft. Jetzt ist es zu spät. Immer kamen so viele Dinge dazwischen, die mich davon abgehalten haben, mich so zu verhalten, wie ich finde, dass sich ein gläubiger Christ zu verhalten hat.

Ich erzähle euch das nur, damit ihr versteht, was ich meine, wenn ich sage: Ich bin ein gläubiger Christ. Es geht mir auch weniger darum, dass ich Christ bin, als darum, dass ich gläubig bin. Gott und der Glaube an ihn ist so eine Art Grundidee in meinem Leben. Merkt euch das. Was genau das heißt, darauf muss ich noch einmal zurückkommen.

Eines noch: Ich habe die ganze Zeit von dem Gott gesprochen, also von Gott mit männlichem grammatikalischem Geschlecht. Eigentlich rede ich aber auch gerne von der Gott. Obwohl ich von linguistischer Emanzipation und Gendern und so weiter nicht viel halte. Aber beim Wort Gott ist es mir irgendwie wichtig, dass es, also das Wort, nicht auf ein Geschlecht festgelegt wird. Und sei es nur grammatikalisch.



## 2

Ich sollte noch mal anders beginnen. Es hilft euch, mich zu verstehen.

Ich wurde geboren. Damit beginnt ja eigentlich jedes Leben. Außer man wird per Kaiserschnitt in die Welt geholt. Wird man dann eigentlich überhaupt geboren? Nicht eher rausgeschnitten? Müsste dann im Pass nicht eigentlich *Rausschneidungsort* statt *Geburtsort* stehen? Egal ... Es tut mir leid, dass ich so leicht vom Thema abkomme und eure Geduld auf die Probe stelle. Aber denkt daran, dass es euch zu einem guten Menschen macht, wenn ihr weiterlest! Ihr helft mir damit! Mir!

Also, ich wurde geboren, ganz normal ohne Kaiserschnitt, und bin in einer kleinen Stadt in der Nähe einer großen Stadt aufgewachsen. Ich möchte hier nicht die richtigen Namen verwenden, damit ihr nicht herausfinden könnt, wer ich bin. Also natürlich sollt ihr herausfinden, wer ich bin und wie ich bin, aber ihr sollt nicht herausfinden, wer ich wirklich bin. Meinen Namen, den möchte ich für mich behalten. Ich werde nämlich, das habt ihr aber vielleicht auch schon bemerkt, vieles erzählen, was privat ist, und deshalb wäre es mir unangenehm, wenn ihr wüsstet, wie ich heiße und so. In dieser kleinen

Stadt in der Nähe der großen Stadt habe ich die ersten neun Jahre meines Lebens verbracht. Und es ist nicht viel passiert, was euch dabei helfen würde, zu beurteilen, ob ich ein Egoist bin oder nicht. Deswegen erzähle ich nur kurz, dass es wirklich schön war, dort, in dieser Kleinstadt. Ich habe einen Bruder, der ist älter als ich, und mit ihm konnte ich spielen. Wir hatten einen Garten, der war schön und grün. Dort konnten wir herumtoben, und wir hatten, obwohl unserer Mama eigentlich immer für uns da war, für die wenigen Ausnahmen eine tolle Babysitterin. Sie hieß Jennifer. Jennifer ist zwar ein schrecklicher Name, aber Jennifer war überhaupt nicht schrecklich. Jennifer war groß, blond und hatte, was mir damals noch nicht aufgefallen ist, was ich aber später auf Fotos gesehen habe, einen wunderbaren Hintern und tolle, große Brüste. Ich glaube, sie war auch die erste Frau, nach meiner Mama, in die ich mich verliebt habe. Aber damals war ich ja noch sehr jung, und deswegen kann man wahrscheinlich nicht wirklich davon sprechen, dass ich verliebt war. Aber bei diesen Brüsten und vor allem – ihr merkt schon, dafür habe ich eine Schwäche – bei diesem Po. Mir wird jetzt beim Schreiben schon ganz heiß, obwohl ich ja nur an ein Foto von ihr denke. Es muss herrlich gewesen sein, damals als so kleiner Kerl. Ich konnte bestimmt einfach an ihren Po und ihre Brüste fassen, und sie fand es lustig. Ich kann mich nicht erinnern, ob ich das gemacht habe. Meine Mama hat mir nie von so etwas erzählt, aber ich hoffe sehr, dass ich es gemacht habe. So eine Chance kann man sich nicht entgehen lassen. Schade, dass ich hier kein Foto von Jennifer einfügen kann, sonst würdet ihr verstehen, was ich meine.

Meine Eltern waren schon ein wenig älter, als es die meisten Eltern sind, wenn sie Kinder bekommen. Aber sie sahen trotzdem noch sehr gut aus, wie ich finde. Überhaupt sind eigentlich alle in meiner Familie ziemlich hübsch. Ich meine jetzt nicht die ganzen Onkel und Tanten, da sind auch einige ziemlich hässliche dabei. Aber meine Mama, mein Papa, mein Bruder und ich, wir sind alle ziemlich hübsch. Obwohl ich – und das schreibe ich jetzt nicht, um anzugeben, sondern weil es einfach so ist – noch besser aussehe als die anderen. Ich bin der Schönste. Ich habe auch außerhalb meiner Familie noch nie jemanden getroffen, den ich schöner fand als mich.

Zurück zu meinen Eltern. Meine Mama war schon über vierzig, als ich geboren wurde, und mein Papa sogar noch zwei Jahre älter. Sie ist anlässlich der Geburt meines Bruders, der vier Jahre älter ist als ich, aus ihrem Beruf ausgestiegen. Seitdem könnte man sie als Hausfrau bezeichnen. Aber ich finde, dieser Begriff passt eigentlich nicht zu ihr. Sie ist viel zu klug und zu schön und auch zu belesen, um eine dumme Hausfrau zu sein. Ich meine damit jetzt nicht, dass alle Hausfrauen dumm sind. Aber ich kenne doch einige, die sind typische Hausfrauen, die stricken und häkeln und kochen und putzen und so einen Quatsch. Und die sind wirklich alle dumm. Sehr dumm. Und ich möchte meine Mama nicht mit diesen Frauen auf einer Stufe wissen, deswegen finde ich nicht, dass Hausfrau zu ihr passt. Eigentlich ist sie Künstlerin. Sie könnte nicht davon leben, und sie ist auch keine großartige Künstlerin, aber, wie ich finde, doch eine gute Künstlerin. Sie hat letztes Jahr zwölf Bilder verkauft. Und die kosten zwischen 1000 und 5000 Euro. Das ist nicht so

billig. Wie es dieses Jahr ist, weiß ich nicht, weil ich ja keinen Kontakt mehr habe seit mehreren Monaten. Wie es dazu gekommen ist, erzähle ich später.

Meine Mama ist immer sehr nett zu mir gewesen. Nicht, dass ich verhätschelt worden wäre, aber es hat mir an nichts gefehlt. Und mein Papa, der ist auch immer nett gewesen. Nicht zu hart und nicht zu weich, aber eben auch so, wie Väter meistens sind: ein bisschen unnahbar. Er hat immer viel gearbeitet. Ich weiß gar nicht, ob er unbedingt Karriere machen wollte, aber er hat sie auf jeden Fall gemacht. Das könnte daran liegen, dass er sehr schlau ist und begabt. Diese Begabung ist zu einem Teil auch auf mich übergegangen. Ich bin auch ziemlich schlau. Aber mein Bruder, der ist noch ein ganzes Stück schlauer als ich. Er ist wirklich sehr schlau. Alles, was er macht, fällt ihm leicht. Zumindest erweckt er immer den Anschein, denn es ist jetzt nicht so, dass wir viel über Gefühle geredet hätten. Obwohl wir eigentlich immer ein gutes Verhältnis hatten. Ich weiß nicht, wie es ihm jetzt geht. Auch zu ihm habe ich den Kontakt abgebrochen. Ich habe ihm aber eine Postkarte geschrieben, um zu sagen, dass ich noch lebe. Da konnte er dann an der Briefmarke und dem Stempel sehen, in welchem Land ich bin. Wir waren einmal zusammen hier, also nicht nur in dem Land, ich meine, in dem Ort, kurz nach meinem Abitur haben wir den Surfern im Pazifik zugeschaut und Ceviche und Hummer gegessen. Er könnte mich also schon finden, wenn er wollte. Aber er denkt wahrscheinlich, dass es besser ist, wenn man mich in Ruhe lässt und ich mit den Dingen alleine klarkomme. Das denken die Leute ja immer. Besonders in meiner Familie wird gerne

so gedacht. Ich sollte beim Thema bleiben, und ich wollte euch ja erst einmal von meiner Kindheit erzählen, damit ihr einen Eindruck bekommt, warum ich geworden bin, wie ich geworden bin.

In diesem ersten kleinen Städtchen, in dem wir gewohnt haben, da ist eigentlich nicht viel passiert. Mir ging es gut. Wir sind von dort, als ich neun Jahre alt war, weggezogen. In eine andere kleine Stadt in der Nähe einer größeren Stadt. Die größere Stadt war nicht ganz so groß wie die vorhergehende größere Stadt, aber ich glaube, man kann sagen, sie war genauso wichtig. Wie auch immer man die Wichtigkeit von Städten misst. Gefühlsmäßig würde ich das so sagen. Diese neue kleine Stadt war – oder ist es bestimmt immer noch – eine besondere kleine Stadt. Aus dieser Stadt kommen wirklich sehr viele reiche Leute. Oder andersherum, *in* diese Stadt kommen wirklich sehr viele reiche Leute. Beides stimmt wahrscheinlich, weil reiche Leute ja lieber unter sich bleiben, kommen die reichen Leute in die Städte und Gegenden, in denen schon reiche Leute wohnen. Und diese kleine Stadt war, was das betrifft, ein deutschlandweiter Superlativ. Einige würden bestimmt sagen: *Moment mal, die und die Stadt ist doch viel reicher*. Das mag sein, aber mir kam sie immer wie der absolute Superlativ vor. Der guten Stimmung halber können wir uns allerdings auch auf einen Elativ einigen: Die kleine Stadt in der Nähe der größeren Stadt, in die wir gezogen sind, als ich neun Jahre alt war, ist eine, was die Bewohner angeht, sehr reiche Stadt.

In dieser Stadt bin ich also aufgewachsen. Die Leute dort sind nicht nur sehr reich, sie sind im Großen und Ganzen auch sehr unsympathisch. Es ist wahrscheinlich

nicht fair, zu sagen, die sind alle gleich, aber ich habe keine Lust, fair gegenüber diesen Menschen zu sein. Die sind wirklich alle unsympathisch. Man kann, glaube ich, gar nicht anders werden, wenn man aus dieser Stadt kommt. Ich meine, das sieht man daran, dass sogar ich es bin. Obwohl ich weiß, dass etwas unsympathisch ist, mache oder sage ich es trotzdem so, und das liegt daran, dass ich aus dieser Stadt komme. Glücklicherweise bin ich nicht *nur* so, denn sonst müsste ich die Ausgangsfrage gar nicht stellen, dann wäre schon klar, dass ich ein Riesenegoist und noch dazu ein unsympathischer Idiot bin. Dennoch, ich habe mich eigentlich immer wohl gefühlt unter all diesen Leuten. Das liegt sicher daran, dass ich zu ihnen gehört habe. Wenn man zu einer Gruppe von Leuten gehört und anerkannt ist, dann merkt man gar nicht, wie unsympathisch dieses ganze Gehabe eigentlich ist. Solange man auf der richtigen Seite steht und anerkannt wird als Mitglied der Gruppe, merkt man gar nicht, was das für eine Scheißtruppe ist. Am besten erzähle ich euch mal ein bisschen was von diesen Leuten aus dieser reichen Stadt, damit ihr beurteilen könnt, ob ich recht habe oder ob die Leute dort eigentlich supernett sind und ich mich irre. Das könnte ja sein.

Also, wenn man aus diesem Städtchen kommt und jung ist, dann gibt es nur zwei Arten, sich zu kleiden. Welche man wählt, hängt nur davon ab, ob man ein Mädchen oder ein Junge ist. Die Auswahlmöglichkeit ist also gleich null. Denn ob man Mädchen oder Junge ist, das kann man sich zwar heute theoretisch aussuchen, aber eben auch nur theoretisch. Es gibt natürlich wie überall ein paar Abweichler, Querulanten oder Aufmüpfige,

die sich nicht an die Kleiderordnung halten. *Aber die sind Abschaum, weil Unterschicht, und interessieren mich nicht.* Das stimmt natürlich nicht, ich habe gerade den einen Teil von mir sprechen lassen, der eben ganz ein Kind dieser kleinen reichen Stadt ist. Ja, das ist sowieso eines meiner Grundprobleme, dass ich immer diese zwei Seiten habe. Aber das merkt ihr vielleicht noch.

Ich duze euch die ganze Zeit, fällt mir gerade auf, ich hoffe, das ist in Ordnung. In der kleinen Stadt von der ich gerade erzähle, da wird nicht so schnell geduzt. Und man sollte sich auch daran halten, sonst kann man ganz schnell unten durch sein.

Zurück zu den Kleidern. Es gibt zwei Arten, sich zu kleiden. Die Jungen tragen Hemd, wenn sie noch wirklich jung sind, dann immer mit Polopferd auf der Brust, wenn sie ein wenig älter sind, dann mit den Initialen an der Stelle, die unter der Hemdtasche wäre, hätte das Hemd eine Tasche, was es aber nicht hat. Je nachdem, ob sie sich gerade besonders wild fühlen oder nicht, stellen sie den Kragen auf. Selbst von einem Oberhemd oder Herrenhemd oder wie auch immer man diese normalen Hemden nennt, jedenfalls nicht nur vom Polohemd. Aber im Sommer kann man zur Abwechslung auch mal Polohemd tragen. Zum Hemd wird dann entweder Chino oder Jeans getragen, das Hemd aber selbstverständlich in der Hose, es soll ja schon ordentlich aussehen. Die Schuhe sind wieder je nach Altersklasse verschieden. Bei den Jüngeren sind es Timberland-Segelschuhe und im Winter Timberland-Stiefel, und bei den Älteren sind es irgendwelche rahmengenähten Lederschuhe, die mindestens 200 Euro gekostet haben.

*Das ist so viel nun auch wieder nicht, denkt ihr jetzt.*

Das wollte ich erreichen, damit ich jetzt schreiben kann: pro Schuh, nicht pro Paar. Schon ein bisschen teuer, oder?

Wie sich die Mädchen kleiden, das könnt ihr euch jetzt sicher denken, das muss ich jetzt nicht erzählen. Das gibt es ja nicht nur hier, nur dass hier eben alle so sind und nicht nur ein paar. Es langweilt mich sowieso sehr, über Kleidung zu reden. Ich erzähle euch lieber eine kleine Geschichte aus meiner Jugend.

Wir waren eine Truppe von fünf Jungs. Alle glücklich und mit jeweils zwei Fünfundzigmarscheinen ausgestattet. Das war ziemlich viel Geld damals. Wir fuhren mit der S-Bahn in die größere Stadt. Wir waren sechzehn, ich nenne uns mal Maximilian, Hubertus, Benedikt, Karl, und die fünfte Person war ich. Wir fuhren also mit der S-Bahn in die Stadt, denn wir waren eingeladen von einem Bekannten. Er war auch erst sechzehn, aber er hatte irgendeine übermäßige Begabung und deshalb schon sehr viel Geld verdient. An diesem Abend feiert er deshalb eine Party in der Präsidenten-Suite eines der besten Hotels der Stadt.

Es gibt Champagner umsonst, alle anderen Getränke muss man selbst bezahlen. Als wir reinkommen, sehen wir unseren Gastgeber, er heißt Julian, im Esszimmer der Suite stehen, gekleidet wie ein Polospieler. Er grinst uns mit einem breiten Lächeln an und winkt uns zu sich.

»Schön, dass ihr da seid! Es gibt Champagner, so viel ihr wollt. Greift zu«, sagt er und fährt sich mit Daumen und Zeigefinger von oben nach unten über die Nase.

Max holt fünf Gläser, und wir trinken sie in einem Zug leer. Danach sagt er: »Schau dir an, wie billig Sila heute wieder aussieht, wie eine Nutte aus Polen.«

»Woher weißt du denn, wie Nutten aus Polen aussehen?«, fragt Karl.

»Polnische Nutten haben immer blondierte Haare, viel zu viel Schminke drauf und sehen einfach billig aus.«

»Aha, und was unterscheidet sie dann von anderen Nutten?«

»Nichts«, sagt Bene, »alle scheiß Nutten sind scheiß Nutten. Nur zum Ficken geboren.«

Wir lachen und trinken das nächste Glas Champagner auf ex. Hubertus und ich setzten uns nach einer Weile und vielen Gläsern mehr auf eines der Sofas, die es in der Suite gibt, und fangen an, mit Eiswürfeln zu werfen. Ein paar Leuten, der älteste auf dieser Feier ist vielleicht achtzehn, es ist ein Prinz sonstwas, war der Champagner nicht stark genug, und sie haben Wodka und Red Bull bestellt. Dazu gibt es die Eiswürfel. Wir fangen also an, mit den Eiswürfeln auf andere Partygäste zu werfen. Erst zum Spaß und ziemlich leicht, dann etwas fester. Doch das gibt zu schnell Streit, und wir wollen nicht rausfliegen. Also ändern wir unser Ziel. Wir werfen aus dem Fenster auf Passanten. Vorher nehmen wir uns aber noch zwei Longdrinkgläser und machen sie randvoll mit Wodka.

»Red Bull nur für die Farbe«, sagt Hubschi.

Wir trinken ziemlich schnell. Wir schauen aus dem Fenster und sehen eine Gruppe junger Leute auf der anderen Straßenseite.

»Wer besser trifft, hat gewonnen«, sage ich.

Wir nehmen jeder einen Eiswürfel, zielen und feuern ihn auf die Gruppe. Meiner trifft genau ins Schwarze, das heißt den Kopf eines der Mädchen der Gruppe. Sie schreit laut und hält sich die Trefferstelle. Einer von ihnen, ein großer und recht stark aussehender Typ, sucht nach der Herkunft des Geschosses.

Er sieht uns und schreit: »Ey, ihr Wichser, was soll der Scheiß!«

Wir lachen und Hubschi ruft zurück: »Wir können dich nicht verstehen, du musst ein bisschen näher kommen.«

Und ich schmeiße gleich noch einen Eiswürfel und treffe dieses Mal den Großen. Der hat jetzt genug und rennt in unsere Richtung über die Straße. Als er unter uns steht und irgendwas hochschimpft, nimmt Hubschi eine der Champagnerflaschen und gießt ihm eine große Ladung über den Kopf. Er schreit vor Wut und rennt in Richtung Hoteleingang.

Ich nehme das Zimmertelefon, rufe den Concierge an und sage: »Irgendein Prolet hat uns von der Straße aus beschimpft und gedroht, hochzukommen, wenn wir nicht runterkommen. Wir fürchten uns ein wenig. Wenn der reingelaufen kommt und uns sucht, dann müssen Sie ihn unbedingt wieder rauswerfen.«

»Ich werde ein offenes Auge haben, mein Herr.«

Hubschi und ich setzen uns vergnügt wieder auf die Couch und beobachten Max und Karl. Sie sind wirklich schon sehr betrunken und kommen auf uns zu gewankt.

»Aufstehen, mitkommen!«, sagt Karl.

»Fick dich, du Penner«, entgegne ich.

»Los, steht mal auf und kommt mit, wir müssen pissen und haben keine Lust aufs Klo zu gehen. Wir wollen da

vorne in den Schrank pissen. Und ihr sollt aufpassen, dass niemand kommt.«

Wir stehen auf und folgen den beiden in den einen Flur der Suite. Er führt anscheinend in eines der Schlafzimmer. Nach etwa fünf Metern kommt ein Schrank auf der rechten Seite. Es ist ein begehbarer Kleiderschrank. Karl und Max gehen hinein, und Hubschi und ich schauen, dass keiner kommt. Wir hören es plätschern. Als die beiden fertig sind, muss ich auch, also wechseln wir die Positionen. In dem Schrankzimmer ist schon ein richtiger kleiner See. Als ich wieder rauskomme aus dem Schrank, sind die anderen schon weg. Aber es kommt jemand in den Flur gelaufen. Ich erschrecke und überlege, was ich machen kann, aber es ist schon zu spät. Es ist Bene, ich bin erleichtert.

»Die anderen haben gesagt, ihr habt die ultimative neue Toilette entdeckt. Saugeil. Ich muss nämlich scheißen.«

Ich mache ein Geräusch, das etwa so klingt, als würde man einen Rülps herunter schlucken, und grinse ihn an.

»Aber schnell«, sage ich, »bevor jemand kommt.«

Er geht in den Schrank, ich höre Furzgeräusche, und es fängt auch gehörig an zu stinken.

»Los, lass hier verschwinden«, sagt Bene, als er fertig ist, und will mir mit seiner rechten Hand über die Wange streicheln. Ich schlage seine Hand weg.

Wir gehen schnell wieder in das Hauptpartyzimmer. Max, Hubschi und Karl grinsen uns an, als wir ihnen entgegenkommen, aber sonst scheint niemand etwas gemerkt zu haben. Wir nehmen uns fünf Gläser Champagner und trinken sie auf einen Sitz. Wir trinken noch ein

paar Runden. Auf einmal rennt Hubschi zum Fenster, und wir hören die Kotze auf den Bürgersteig platschen. Als er zurückkommt, sagt er, dass er gerne gehen möchte. Er ist zu besoffen. Wir entscheiden, dass wir auch gehen, aber Karl ist gerade nicht da.

»Macht nichts«, sagt Max, »fünf passen eh nicht ins Taxi.«

Wir finden, dass er recht hat, und gehen schnell, bevor Karl wiederkommt. Unten auf der Straße halten wir ein Taxi an. Als wir gerade einsteigen wollen, muss Hubschi wieder kotzen.

»So kann ich euch nicht mitnehmen, euer Freund kotzt mir das ganze Taxi voll.«

»So ein Quatsch«, sage ich, »der hat sich jetzt ausgekotzt.«

»Ne, sorry Jungs, aber das geht nicht.«

»Willst du uns verarschen«, sagt Max jetzt, »du beschissener Taxifahrerprolet?«

»Mach die Tür zu, das muss ich mir nicht gefallen lassen, du kleines Arschloch.«

»Drecksprolet, dir ist schon klar, dass du nur ein scheiß Taxifahrer bist und meine Uhr mehr kostet, als du in einem gottverdammten Jahr verdienst«, brüllt Max jetzt. »Du mieser kleiner Prolet. Wenn ich will, kaufe ich mir dein Leben. Siehst du meine Uhr? Hä? Das ist eine fucking Rolex. Du und dein scheiß Opeltaxi – viel zu armselig für uns. Wir fahren nur Porsche, Alter! Und du beschissener Taxifahrerprolet willst uns nicht mitnehmen? Was denkst du, wer du bist? Was ich an habe, ist mehr wert als dein Leben«, schreit Max jetzt in die geöffnete Beifahrertür hinein.



Wir lachen. Der Taxifahrer greift den Innengriff der Beifahrertür, sagt noch: »Armer, kleiner Idiot«, reißt die Tür zu und fährt ab. Im Wegfahren stimmen wir auf die Melodie von *Schalala* unser Lieblingslied an. »Wir sind was Besseres, schalalala, wir sind was Besseres, schalalalala, wir tragen Rolex und ihr nicht!«

Ihr seht schon, nett war ich damals nicht gerade. Man kann sagen, ja gut, in oder vor der Pubertät, da weiß mal vieles noch nicht. Und dazu kann ich nur sagen: Stimmt. Dennoch wusste ich schon, was ich alles so tat. Und dass es nicht nett bis absolut asozial war. Ich habe euch bisher eigentlich nur von Seiten von mir berichtet, die euch vermutlich nicht sehr sympathisch vorkommen. Vielleicht sollte ich mal etwas erzählen, was auch ein wenig klar macht, warum ich überhaupt daran zweifle, dass ich ein Egoist bin, und ob es so schlimm ist, wie es sich anfühlt. Und warum ich nicht einfach sage: Ja, ich bin ein Egoist, kein Zweifel.

Ich meine, ich bin ja nicht umsonst weg. Habe alle Zelte abgebrochen und mich in die Einsamkeit verzogen. Als ich noch in Deutschland war, da ging es mir richtig scheiße. Ich wollte nur noch weg. Weg von diesem Leben, das ich bisher geführt habe. Diesem Leben, das mich zwischen Egoisten und Christen zurückgelassen hatte. Und zwar so zurückgelassen hatte, dass mir der Glaube keinen Halt gab, sondern im Gegenteil den Schmerz über das eigene schlechte Verhalten noch verstärkt hat.

Versteht ihr das? Die Hölle ist das Gewissen. Wenn man merkt, es ist zu spät, um gut zu sein, dann ist man schon mittendrin in der Hölle. Dann ist Gott nicht mehr

die Liebe, dann ist Gott Hass. Der Hass auf die, die es nicht schaffen, zu lieben – und ich gehöre dazu.

Natürlich richtet Gott nicht über die Menschen. In dem Sinne, dass Gott sich auf einen Thron setzt und anfängt, die schlechten und die guten Taten aufzuzählen, und wer mehr gute als schlechte hat, der hat Glück gehabt und darf in den Himmel. Das ist natürlich Quatsch. Gott kann den Menschen nicht verurteilen, denn Gott ist selber schuld an allem, was der Mensch tut. Gott hat den Menschen gemacht, hat ihm alles gegeben, was er hat, das Gute und das Schlechte, wie könnte sie, Gott, also den Menschen für etwas verurteilen, das sie ihm selbst gegeben hat. Alles, was ich habe, habe ich von Gott. Und sei es die Charaktereigenschaft, die mich einen einsamen und verbitterten Menschen sein lässt, oder die Mutter, die mich gebar, oder die Krankheit, die einmal zu meinem Tode führen wird. Alles, was ich habe, ist von Gott, denn alles, was ist, ist von Gott. Gott kann also gar kein großer Richter sein, der mit Gesetzbuch zu Gerichte sitzt, es sei denn, er – in diesem Fall passt er besser –, es sei denn, er ist ein Riesenarschloch. Diese Möglichkeit kann man zwar nicht ausschließen, aber sie widerspricht meinem Denken. Und außerdem, wäre Gott ein Riesenarschloch, dann könnte ich mich auch nicht darauf verlassen, dass er sein Versprechen einhält, mich ins Paradies zu schicken, weil ich mich nach seinen Regeln verhalten habe. Aber das ist natürlich genauso ein Quatsch wie das Gericht.

Wie kam ich jetzt drauf? Ach so, ich wollte erklären, warum der Glaube, als ich weggegangen bin, keine Stütze war für mich. Lasst es mich so sagen: Ich habe schon oft in meinem Leben darüber nachgedacht, ins Kloster

zu gehen, aber es dann nie gemacht und auch nicht mit letzter Konsequenz in Erwägung gezogen, weil ich ein Feigling bin. Wäre ich im Kloster, könnte ich nicht nachts saufend um die Häuser ziehen und bumsen, was ich bekommen kann. Und wenn ich im Kloster wäre, dann könnte ich meinen roten Porsche nicht fahren und auch die teure Kleidung, die ich habe und liebe, könnte ich nicht tragen. Aber ich könnte mich bilden, ich könnte mich um andere kümmern, ich könnte mich auf die Beziehung zu Gott, die jeder Mensch irgendwo in sich hat, einlassen. Und zwar voll und ganz. Ich könnte das tun, was ich mir schon oft als die Erfüllung aller Träume ausgemalt habe. Aber ich müsste mich dafür entscheiden, auf so vieles andere verzichten. Ich könnte es nicht. Ich bin nicht gut genug in der christlichen Praxis. Ich bin nicht gut genug in der Übung, es wirklich zu wollen.

Immer will ich vieles gleichzeitig. Gut sein und trotzdem den Reiz des Bösen kosten. Wäre ich konsequent und könnte sagen: Aus, Schluss, Ende, ich will nicht mehr, dann könnte er mir helfen. Aber selbst damals, selbst jetzt, kann ich es nicht in letzter Konsequenz. Immer noch nicht. Deshalb konnte mir der Glaube keinen Halt mehr geben, als ich losgezogen bin. Und deshalb suche ich Rat bei euch.

Gott kann mir nicht helfen. Für ihn bin ich die logische Konsequenz seiner Schöpfung, aber das bringt mich nicht weiter. Ich möchte wissen, ob es gut ist, diese Konsequenz zu sein, und das könnt nur ihr mir sagen, die ihr auch Ergebnis und nicht Auslöser seid. Auch ihr seid alle nur das folgerichtige Werden einer vergangenen Schöpfung.

Es könnte ja sein, dass es mich schon ein bisschen sympathischer macht, dass ich überhaupt darüber nachdenke, was es ausmacht, das Egoistisch-Sein. Es gibt sicher genug Egoisten, die denken darüber nicht nach.



## 3

Das Elend kam mit der ersten großen Liebe. Das hört sich jetzt ein wenig pathetisch an, ich weiß, aber es war wirklich so, dass ich bis dahin keine Ahnung davon hatte, was es für schlimme Dinge in der Welt gibt. Obwohl das nicht ganz richtig ist. Ich wusste zwar davon, aber ich wusste nicht, wie es sich anfühlt und was es heißt, das Schlimme nicht nur zu kennen, sondern auch zu fühlen. Ich muss sagen, diese Jahre vor dem Elend, die waren schon sehr schön, eine Art Paradies. Natürlich verklärt man die Dinge im Nachhinein immer so, als wäre das, was schön war, noch viel schöner und das, was scheiße war, gar nicht so schlimm gewesen. Selbstschutz, normal. Könnte also auch sein, dass meine Erinnerung nicht ganz glaubwürdig ist. Aber das kann ich ja nicht wirklich beurteilen. Überhaupt: Was zählt eigentlich? Das, was war, oder das, was ich in Erinnerung habe? Damals war das Echte Wirklichkeit, aber heute ist das Falsche die Wirklichkeit, denn das Echte ist in Vergessenheit geraten.

Jedenfalls: Das Elend kam mit der ersten großen Liebe. Wie bringe ich euch das am besten nahe? Ich brauche eine Geschichte, die zeigt, dass es eine schöne Liebe war und dass sie mich zu einem besseren Menschen gemacht

hat, davon bin ich überzeugt. Und die auch zeigt, dass sie mich – in der Uni würde man es Propädeutikum nennen – eingeführt hat in das Elend.

Es war ein Tag im Sommer. Ich war noch sechzehn Jahre alt. Meine Freundin Sarah und ich, wir waren sehr glücklich.

Die erste große Liebe, aber bisher hat noch keiner zum anderen »Ich liebe dich!« gesagt. Wir waren eben auch noch sehr jung. Mindestens drei Mal, meistens vier Mal in der Woche haben wir uns getroffen. An dem Tag bin ich wieder einmal zu ihr gefahren. Wir wollten eigentlich nichts Besonderes machen. Einfach ein wenig in ihrem Zimmer herumsitzen und kuscheln, uns küssen und nahe beieinander sein. Miteinander geschlafen haben wir noch nicht. Sicher, ich war schon wahnsinnig gespannt, wie das sein würde, aber ich hatte sie auch so gerne, dass ich es nicht eilig hatte, ich war mir sicher, dass wir noch lange und viel Zeit haben werden, um Sex zu haben.

Wir sitzen in Sarahs Zimmer und hören Musik. Ihr Zimmer ist eher klein und liegt genau neben dem Schlafzimmer der Mutter im ersten Stock der Doppelhaushälfte. Es ist keine kleine Doppelhaushälfte, aber auch keine große. Im ersten Stock gibt es neben dem Zimmer der Mutter und Sarahs Zimmer noch ein weiteres. Es ist das Zimmer von Sarahs Bruder. Und es gibt ein Badezimmer. Der Vater und die Mutter von Sarah schlafen nicht in einem Zimmer. Sein Zimmer ist im Dachgeschoss, und sein Hauptaufenthaltort ist im Keller. Was genau er dort macht, das weiß ich nicht.

Wir sitzen also in Sarahs Zimmer und hören Musik.

Es klopft. Es ist die Mutter, sie möchte eigentlich nur wissen, ob wir etwas mit ihr zu Abend essen möchten. Trotz dieser eigentlich harmlosen Frage liegt eine unverkennbare Spannung in der Luft.

Sarah sagt: »Nein, wir gehen nachher einen Döner essen.«

Die Mutter geht wieder. Fünf Minuten später klopft es wieder. Es ist die Mutter.

Sie sagt: »Wollt ihr wirklich einen Döner essen, das ist doch ungesund, und ich koche auch etwas Leckeres. So eine Reispfanne, wie du sie gerne magst, Sarah.«

»Ich mochte deine Reispfanne noch nie. Die ist viel zu verkocht, und außerdem machst du immer diese Maggi-Packung da rein, das ist voll eklig. Wir gehen einen Döner essen.«

»Was soll das heißen, du mochtest meine Reispfanne noch nie? Ich habe die immer für dich gemacht. Extra vegetarisch, nur für dich. Ich bemühe mich immer, dass es dir schmeckt. Aber das ist ja auch nicht einfach. Du isst ja auch so wenig.«

»Ja, Mama, aber darum geht es gar nicht. Ich mag die Reispfanne nicht, und wir gehen einen Döner essen.«

Ich sitze daneben und fühle mich schlecht, weiß nicht, was ich tun soll. Ich möchte mich auf Sarahs Seite stellen, aber ich möchte auch vermitteln. Ich sage gar nichts. Die Mutter fängt an, zu weinen. Sie tut so, als wollte sie es verbergen, dabei möchte sie, dass Sarah es sieht. Sie zieht die Tür ziemlich heftig zu und geht in ihr Zimmer nebenan.

Jetzt ist Sarah traurig. Ich nehme sie in den Arm und weiß nicht, was ich sagen soll. Also streichle ich ihr ein-

fach über den Rücken. Ich habe das Gefühl, dass es etwas bringt. Sie lächelt mich an, und wir legen uns in der Löffelstellung aufs Bett. Ich küsse ihren Kopf von hinten. Nach fünf Minuten klopft es wieder, und im gleichen Moment geht die Tür auch schon auf. Die Mutter steht in der Tür.

»Sarah, kommst du bitte mal, ich möchte mit dir reden.« Man kann es an ihrer Stimme und in ihrem notdürftig trockengewischten Gesicht erkennen, dass sie noch mehr geweint hat.

»Mama, ich möchte jetzt nicht. Ich habe doch gerade Besuch.« Sie sagt es nicht ruppig und nicht abweisend, eher ängstlich, als ob sie ahnen würde, auf was es hinauslaufen wird, wenn sie jetzt mitgeht. Aber sie weiß auch, dass sie den Lauf der Dinge nicht verhindern kann in dieser Familie, wenn sie nicht mitgeht, dann wird dasselbe passieren, nur anders. Die Mutter schaut entsetzt, es sieht aber sehr gespielt aus.

»Was habe ich dir getan, dass du noch nicht einmal mit mir reden möchtest. Bin ich so böse? Dein Besuch hat sicher nichts dagegen, oder?«

Was soll ich sagen? Ich nicke. Sarah steht auf und geht aus dem Zimmer. Sie schließt die Tür hinter sich. Die beiden gehen in das Nebenzimmer. Die Wände sind ziemlich dick, ich höre nur Fetzen und spüre trotzdem die Spannung, die sich durch alle Wände und alle Stockwerke zieht, sie ist immer da in diesem Haus. Es geht natürlich darum, dass die Mutter doch immer da gewesen sei und dass sie Sarah doch liebe und dass sie sich nichts vorzuwerfen habe. Sarahs Antworten sind so leise, dass ich nicht höre, was sie sagt. Die Mutter stampft ein

paarmal laut auf und wirft irgendetwas auf den Boden, sodass es scheppert. Ich höre, wie jemand die Treppen aus dem Keller nach oben kommt. Es ist der Vater. Er ruft nach oben.

»Gudrun! Was soll das? Was schreist du so und machst so einen Lärm? Lass Sarah in Ruhe.«

Die Mutter macht die Türe ihres Zimmers auf und schreit die Treppe runter ins Erdgeschoss, wo der Vater jetzt steht.

»Rainer! Was willst du? Du hast mir gar nichts zu sagen!«

»Und wie ich etwas zu sagen habe! Ich bin der Mann in diesem Haus. Ich habe hier das Sagen.«

Aber er bewegt sich nicht von der Stelle, und obwohl er sehr laut spricht und sich Mühe gibt, überzeugend zu klingen, ist er nicht überzeugend. Es klingt armselig. Und alle wissen das. Er hat hier nichts zu sagen.

»Du? Du hast hier etwas zu sagen? Du möchtest Respekt? Dann tu etwas dafür, dass du respektierst wirst. Geh zurück in deinen Keller!«

Sie zieht sich ihren Hausschuh aus, es ist so eine Art Birkenstock-Sandale, und nimmt ihn mit der rechten Hand auf.

»Verpiss dich!«, schreit sie und wirft die Sandale nach ihm.

Er dreht sich weg und geht wieder in den Keller.

Sarah ist währenddessen wieder in ihr Zimmer gekommen und hat die Tür zugemacht. Sie sitzt jetzt neben mir und weint. Ich weiß wieder nicht, was ich sagen soll, und lege wieder den Arm um sie. Sie schaut mich mit diesem wunderschönen und lieben Gesicht an. Sie sieht

so unschuldig aus, niemand würde glauben, dass sie so viel Scheiß mitmachen muss. Sie sieht noch so jung aus. Ich nehme sie etwas fester in den Arm und schaue ihr ganz tief in die Augen.

»Ich liebe dich, Sarah! Es wird alles gut, ich bin hier und bei dir, solange das so ist, kann nichts passieren. Ich liebe dich!«

Jetzt fängt sie noch stärker an zu weinen, und ihre Tränen durchnässen mein Hemd an der Schulter. Sie drückt sich ganz fest an mich und sagt nichts. Aber das muss sie auch nicht, ich weiß sowieso, was sie denkt.

Wieder klopft es. Dieses Mal ist es der Vater, der sich hinter der Glasscheibe in der Tür abzeichnet. Sarah hat zwar von innen Poster über die Scheibe geklebt, aber die Schemen sieht man trotzdem. Sarah sagt: »Was willst du?«

»Ich fahre jetzt zum Döner und wollte fragen, ob ich euch was mitbringen soll.«

»Nein, wir wollen nichts, danke.«

»Aber ich könnte euch auch Pizza holen oder Pommes vom Döner mitbringen.«

»Nein, wir wollen nichts, wirklich. Danke, Papa!«

Er murmelt noch etwas Unverständliches, und dann geht er wieder die Treppe runter. Er bemüht sich dabei, sehr leise zu sein, als versuche er, zu verhindern, dass seine Frau in ihrem Zimmer etwas davon mitbekommt, dass er nach oben gekommen ist.

Sarah und ich sagen nichts. Wir halten uns einfach im Arm und atmen leise, als wollten auch wir möglichst unentdeckt bleiben. Ein bisschen später hören wir, wie unten die Haustüre zugeht und ein Auto losfährt. Im

Zimmer nebenan ist auch wieder Bewegung. Die Tür zum Flur geht auf. Wir halten den Atem an, als könnten wir so verhindern, dass sie zu uns kommt. Aber es klopft.

»Sarah?«

»Lass uns in Ruhe, Mama!«

»Warum bist du denn so unfreundlich? Habe ich dir etwas getan? Hast du etwas gegen mich?« Sie fragt das wirklich.

Sarah sagt: »Mama, lass mich in Ruhe. Ich will alleine sein.«

»Aber du hast doch Besuch.«

»Ja, *wir* wollen alleine sein. Lass *uns* bitte in Ruhe.«

»Warum bist du immer so gemein zu mir? Was habe ich dir getan?«

Sie sprechen durch die geschlossene Tür. Die Mutter drückt die Türklinke runter und versucht, die Tür zu öffnen. Aber Sarah hat abgeschlossen.

»Warum hast du abgeschlossen? Das habe ich dir nicht erlaubt!«

»Weil ich alleine sein möchte und du sonst einfach hier reinkommst.«

»Ich kann immer in dein Zimmer kommen, wann ich will. Ich bin deine Mutter. Ich habe immer alles für dich getan, und du sperrst mich aus. Habe ich das verdient? Wie behandelst du mich eigentlich?«

»Mama, bitte lass uns einfach in Ruhe!«

»Lass mich rein. Ich lasse mich nicht aussperren!« Sie klopft gegen die Glasscheibe und rüttelt an der Tür. »Lass mich rein!«

Sarah fängt wieder heftig an zu weinen und drückt sich an mich. Wir sitzen die ganze Zeit auf dem Bett. Das

Zimmer ist nicht sehr groß und die Türe nur ungefähr eineinhalb Meter von uns entfernt. Die Mutter schlägt heftiger gegen die Tür und weint sehr laut. Außerdem ruft sie irgendwelche Dinge, die ich aber nicht verstehe. Ich habe ehrlich gesagt ein wenig Angst. Ich flüstere Sarah »Ich liebe dich« ins Ohr, weil ich nichts anderes weiß und weil ich irgendwie glaube, dass es sie beruhigen könnte. Sie ist wie gelähmt und sagt gar nichts mehr und tut gar nichts mehr, sie weint noch nicht einmal mehr. Sie schaut nur mit ihren lieben, traurigen blauen Augen leer vor sich hin.

Es macht einen lauten Schlag, die Glasscheibe bricht, und die Mutter steht plötzlich vor uns. Auch sie hört für einen Moment auf zu wüten.

Es ist ganz still. Nur für Sekunden. Blut tropft von ihrer Hand. Keiner bewegt sich.

Dann sinkt sie auf den Boden und schluchzt wie ein kleines Kind. Sarah ist sehr erschrocken und will aufstehen, um ihrer Mutter zu helfen. Ich versuche, sie zurückzuhalten, weil ich Angst davor habe, was passiert, wenn sie ihr näherkommt. Sie macht sich los und geht den Schritt auf ihre Mutter zu, sie will sich bücken, um nach der Hand zu sehen. Aber die Mutter macht eine heftige abwehrende Bewegung.

»Lass mich. Wenn ich erst bluten muss, damit sich meine Tochter für mich interessiert, dann will ich lieber sterben. Ich bleibe einfach hier sitzen und sterbe. Ich bin doch sowieso allen egal. Lass mich in Ruhe.«

Sarah ist wieder wie erstarrt. Sie geht an ihrer Mutter vorbei, indem sie einen großen Schritt über die zwischen Scherben und Blutflecken auf dem Boden kauernde Frau

macht. Sarah schaut aus dem Flur auf mich und winkt mich zu sich. Ich stehe auf, mache auch einen Schritt über Sarahs Mutter. Als ich genau über ihr bin, reckt sie ihren Kopf nach oben und schaut mir in die Augen. Ihre Augen sind blutunterlaufen und ihre Wimperntusche ist so verlaufen, dass ihr Gesicht ganz schwarz verschmiert ist. Sie sagt aber nichts. Und schon bin ich über sie hinweg und folge Sarah die Treppe nach unten. Wir ziehen unsere Schuhe an und unsere Jacken, und bevor wir die Haustür durchschreiten, geht Sarah noch einmal zurück in den Flur und nimmt den Hörer des Telefons ab, das dort steht. Sie ruft den Notruf an und erzählt kurz, aber präzise, was passiert ist. Es klingt sehr gefasst, beinahe routiniert.

An diesem Sommernachmittag ist das Elend in mein Leben gekommen. Elend nicht in dem Sinne, dass es mir danach immer schlecht ging, aber Elend in dem Sinne, dass ich nun wusste, was es heißt, Elend zu spüren. Sicher war ich auch schon vorher einmal traurig und habe mich schlecht gefühlt, aber begriffen, wie nah das Leben und der Tod, das Gute und das Böse beieinanderliegen, habe ich dort zum ersten Mal. Ich habe nie mehr aufgehört, darüber nachzudenken. Und von da an hatte ich immer ein schlechtes Gewissen, wenn ich nicht bei Sarah war. Wir haben uns nach diesem Nachmittag erst mal nur noch bei mir getroffen. Immer wenn ich etwas ohne Sarah gemacht habe, immer wenn ich mich mit meinen Freunden getroffen habe oder alleine war oder sonst etwas stattfand, bei dem Sarah und ich nicht zusammen waren, dann hatte ich ein ungutes Gefühl. Ich

dachte, ich lasse sie alleine mit diesen Verrückten. Ich lasse sie dieser Mutter schutzlos ausgeliefert. Ich weiß nicht, woher diese Hybris kam, zu glauben, dass ich sie beschützen könnte, aber ich dachte es.

Wir trafen uns also immer häufiger, und unsere Beziehung wurde immer enger. Wenn es mir schlecht ging, dann, weil es Sarah schlecht ging, wenn es mir gut ging, dann, weil es uns beiden zusammen gut ging. Es war sehr selten so, dass es mir einfach gutging, weil ich etwas Schönes machte. Meistens musste ich dann daran denken, wie es ihr vermutlich gerade ging, und dann war es wieder schlecht.

## 4

Von da an schlug, glaube ich, das zweite Herz in meiner Brust. Ich meine, vorher war ich ja auch noch ein Kind. Ich hatte noch gar nicht angefangen, richtig zu denken, über mehr als mich selbst nachzudenken. Das Schlimmste, was mir passiert war, war, dass mir mit vierzehn der rechte obere Schneidezahn von einem Freund aus Versehen halb ausgeschlagen worden ist. Dieser Zahn war ein ganz wenig schief und hatte sich deshalb ein bisschen über den linken Schneidezahn geschoben. Ich fand mit vierzehn, dass das wirklich ganz wunderbar aussieht. Ein minimaler Anteil Verwegenheit in meinem sonst perfekt ebenen Kindergesicht. Mit vierzehn hielt ich mich sowieso für den schönsten Menschen der Welt. Ich weiß gar nicht, wie ich auf diese Idee gekommen bin. Aber ich war davon überzeugt, dass ich schöner bin als alle anderen. Ich dachte auch, wenn ein Flugzeug abstürzt, in dem ich sitze, dann könnten zwar alle sterben, aber ich würde nicht sterben. Als jedenfalls mein verwegener Zahn nicht mehr da war, da war ich Tage und Wochen lang traurig. Ich dachte, meine unglaubliche Schönheit wäre beschädigt. Mit diesem Freund habe ich, glaube ich, nie mehr geredet. Als ich über den Zahn hinweg war, so

nach einem halben Jahr, da war seine Familie weggezogen. So haben wir uns nie versöhnt, obwohl wir vorher wirklich gut befreundet gewesen sind.

Könnt ihr euch vorstellen, wie groß der Schock gewesen ist, an diesem Nachmittag bei Sarah zu Hause? Jedenfalls habe ich von da an darüber nachgedacht, dass es nicht nur mich und mein Empfinden gibt in dieser Welt, sondern auch das von anderen Menschen, und dass es nicht nur darum gehen kann, mein Leben so schön wie möglich zu gestalten und mir alles zu nehmen, was ich bekommen kann. Nicht dass ich daraus irgendwelche Konsequenzen gezogen hätte. Aber es war immerhin ein Anfang. Obwohl, ein wenig habe ich mich schon in meinem Verhalten verändert. Mir fällt etwas ein, was ich euch erzählen kann, um das zu beschreiben.

An einem Abend, als ich sechzehn war, hatten mein Bruder und sein Freund Peter die Idee, nach Pennern zu suchen und sie dann zu vertreiben. Sie waren einen trinken und kamen auf dem Rückweg zufällig an einem vorbei, der vor einer Kneipe im Hauseingang lag. Sie sind hingegangen, haben ihm einen Phantasieausweis vor die Nase gehalten und gesagt: »Wir sind vom Sicherheitsdienst der Stadt. Sie dürfen hier nicht liegen. Verschwinden Sie!«

Als sie wieder nach Hause kamen, schaute ich gerade Fernsehen. Meine Eltern waren nicht da. Peter erzählte mir aufgeregt, dass sie jetzt der städtische Sicherheitsdienst wären. Ich lachte, als er beschrieb, wie ängstlich der Penner abgezogen ist. Nachdem wir noch ein bisschen was getrunken hatten, bekam Peter wieder Bock,

noch mal loszugehen. Warum auch immer, ich war sofort dabei. Ich meine, das war so offensichtlich asozial, und ich war nicht einmal richtig betrunken, wisst ihr? Jedenfalls sind wir noch mal losgegangen in Richtung Kurpark.

Aber der Park ist menschenleer um diese Uhrzeit. Es ist immerhin schon halb drei, und wir sind hier bei uns in unserer Heileweltstadt. Ich habe noch nie bewusst einen Obdachlosen bei uns gesehen. Mein Bruder verliert die Lust und will nach Hause. Wir beschließen, auf dem Rückweg noch eine letzte Runde durch ein Neubaugebiet hinter unserem Haus zu gehen. Als wir durch eine Straße gehen, in der viele Häuser noch Baustellen sind, leuchtet Peter mit meiner Maglite-Taschenlampe, die ich ihm gegeben habe, in die leeren Fensteröffnungen. Auf einmal sehen wir einen Schatten. Wir halten alle die Luft an und lauschen in die Nacht.

»Lass uns reingehen! Das ist wer«, sagt Peter.

Ich verliere sofort den Mut und sage nichts. Aber Peter geht einfach vor. Die Tür unten ist zwar schon eingesetzt, aber offen. Die Treppe nach oben beginnt direkt dahinter. Wir hören von oben ein Geräusch. Es hört sich an wie ein Flüstern. Fuck, denke ich, hier ist wirklich jemand und zwar nicht nur einer.

Ich flüstere Peter ins Ohr: »Lass uns gehn, da sind mehrere. Ich hab Schiss.«

Anstatt zu antworten, richtet Peter den Lichtstrahl der Lampe in Richtung des ersten Stockes und ruft laut: »Sicherheitsdienst! Wer auch immer hier ist – bleiben Sie, wo Sie sind, wir kommen zu Ihnen.«

Im selben Moment fängt er an die Treppe hochzuge-

hen. Ich laufe langsam hinterher. Mein Bruder kommt als Letzter nach. Ich höre Peter von oben reden.

»Was tun Sie hier? Sie haben kein Recht, hier zu sein. Wir sind vom Sicherheitsdienst, von der Stadt beauftragt, die Straßen und Wege und natürlich auch die Baustellen sicher und sauber zu halten! Stehen Sie auf und verlassen Sie diese Gegend!«

»Nicht deutsch gut«, höre ich eine Frauenstimme. »Nur schlafen. Bitte.« Sie zittert eindeutig.

Ich stehe jetzt hinter Peter und kann sehen, wen wir hier verscheuchen wollen. Es ist eine Frau, noch nicht so alt, und sie ist eigentlich schön. Aber ihre Kleidung ist alt und dreckig, und sie blickt entsetzt. Neben ihr hocken zwei Kinder und sagen nichts. Die Frau hat ihre Jacke zwischen ihre Kinder und den kalten Steinboden gelegt. Ich weiß nicht, wie alt die Kinder sind, aber sie sind noch sehr klein. Keine Babys und auch keine Kleinkinder mehr, aber noch nicht lange.

Peter fängt wieder an zu reden: »Sie dürfen hier nicht schlafen. Sie haben hier nichts zu suchen. Aufstehen und Weggehen! Los!«

Die Frau schüttelt den Kopf und murmelt etwas in einer Sprache, die ich nicht verstehe. Ich bekomme auf einmal ein richtiges Scheißgefühl.

Ich weiß nicht mehr genau, wie sehr ich das im ersten Moment reflektiert habe, zu dem Zeitpunkt. Aber so dumm, nicht zu erkennen, wie scheiße das war, was wir gemacht haben, kann doch keiner sein, oder? Nicht mal mit sechzehn.

Als ich euch gerade davon erzählt habe, hat mich die



weinende Frau für einen Moment an Sarahs Mutter erinnert. Aber das ist Schwachsinn. Diese Frau, hat geweint, weil wir versucht haben, ihr alles zu nehmen, obwohl sie gar nichts hatte. Wir haben sie getreten, obwohl sie sowieso schon auf dem Boden lag und jeden Schritt, den sie tat, nur kriechend tun konnte. Sie war allein in einem fremden Land, in dem sie die Sprache nicht sprach, und stellte sich vor ihre Kinder, im Angesicht eines beschissenen Wichsers mit Stiefeln und Stabtaschenlampe. Sie hatte so gar nichts mit Sarahs Mutter gemeinsam. Sarahs Mutter war einfach nur ein zwar bemitleidenswertes, aber schwaches, feiges und egoistisches Wesen, ein Opfer ihrer eigenen Schwäche. Diese Frau aber war stark und mutig und eine Heldin. Naja, das habe ich damals natürlich nicht so gedacht. Nur ein Scheißgefühl habe ich bekommen. Ein wichtiges Detail der Geschichte fehlt noch.

Ich habe dieses Scheißgefühl, will etwas zu Peter sagen. Aber meine Zunge klebt an meinem Gaumen.

»Peter, lass es bleiben. Sie versteht dich sowieso nicht. Lass sie. Wir gehen«, höre ich die Stimme meines Brudes.

Peter dreht sich zu meinem Bruder um: »Machst du einen Rückzieher? Nur weil sie ein bisschen rumheult? Spast, echt!« Peter will wieder auf die Frau einreden.

Wieder mein Bruder: »Peter, ich habe gesagt, lass es. Und wenn ich sage, lass es, dann meine ich, lass es. Und jetzt gehen wir. Los. Nicht gleich, sondern jetzt.«

Mein Bruder drückt mich weg, nimmt Peter an der rechten Schulter und schiebt ihn in Richtung Treppe. Ich schaue noch einmal kurz, aber nur verstohlen, auf die

drei Menschen, die in diesem leeren und kalten Raum hocken und nichts haben als das, was sie am Körper tragen, und den Inhalt einer kofferrörmigen lila-rot-weiß-karierten Kunststofftasche, die in der Ecke steht. Nicht mal einen Rucksack haben sie, denke ich, den könnten sie wenigstens besser tragen. Aber dann sind wir auch schon den halben Weg ins Erdgeschoss gegangen und gehen nach Hause.

Wir sprechen kein Wort auf dem Weg, der nicht einmal drei Minuten dauert. Drei Minuten, die ein sicheres und warmes Haus, gefüllt mit bequemen Möbeln und dem Geist der unumstößlich erscheinenden Sicherheit meiner Kindheit, trennen von der nackten Existenz. Ohne Essen, ohne Wärme, ohne Sicherheit und ohne Geld, nur getragen von der Liebe der Mutter, die sich für die Zukunft ihrer Kinder einsetzt.

»Gute Nacht«, sagt mein Bruder und streichelt mir dabei über den Rücken. Das macht er sonst nie.

Ich gehe in mein Zimmer, lege mich angezogen in mein Bett und mache die Augen zu. Aber schlafen kann ich nicht. Ich habe das Bild der drei Gestalten auf dem Boden des Hauses im Kopf. Ich muss weinen. Die Tränen laufen mir meine Wangen hinab, und wenn ich nicht alles tun würde, um es zu verhindern, würde man mich wahrscheinlich durch den Flur bis ins Zimmer meines Bruders schluchzen hören. Ich drehe mich um, hocke mich auf mein Bett mit dem Gesicht zur Wand und meine Hände falten sich. Dann blicke ich auf das kleine Kruzifix, das ich mit einem Nagel über meinem Bett angebracht habe. Meine Mama hat es mir geschenkt, sie und mein Papa haben es zur Hochzeit bekommen.



Ich blicke lange auf das Kreuz ohne etwas zu sagen oder konkrete Worte zu denken.

Aber dann spreche ich laut: »Gott, lieber großer und starker Gott, wenn du so lieb und groß und stark bist, wie ich es denke und glaube, warum lässt du dann so etwas zu? Warum lässt du zu, dass diese Familie fliehen muss, warum lässt du zu, dass sie hier ohne Geld und Schutz auf dieser Baustelle schlafen müssen? Und warum lässt du zu, dass wir kommen und auch noch meinen, sie vertreiben zu müssen? Sind sie nicht ohne uns schon genug gestraft? Gott, lieber, großer und starker Gott, was kann ich tun, was kann ich tun, damit so etwas nicht mehr passiert? Aber nein, ich weiß, dass ich nichts tun kann, damit so etwas nicht mehr, also ich meine, gar nicht mehr passiert, aber was kann ich tun, damit so etwas seltener passiert? Gib mir ein Zeichen. Ich weiß, dass du mir kein Zeichen geben wirst, aber es wäre so schön, wenn du mir eines geben würdest. Ich brauche deine Hilfe. Hilf, Gott, hilf! Für was bist du sonst zu gebrauchen?«

Als ich den letzten Satz ausgesprochen habe, wird meine Kehle ganz trocken und ich denke, das war jetzt das, was man als Gotteslästerung bezeichnet. Aber dann wische ich diesen Gedanken weg und sage laut, ja sogar ziemlich laut: »Gott lästern, Gott, was soll das alles? Ich glaube nicht an dich, Gott, wenn du so schnell beleidigt bist. Kommst du jetzt zu mir und lauerst mir auf? Rächst du dich an mir? Gott, ich glaube an dich, aber zeig mir warum! Gott, du bist doch ein guter Gott.«

Noch während ich so rede, stehe ich wieder auf und gehe die Treppe runter ins Erdgeschoss. Meine Eltern

haben ein Sparschwein für das ganze Kleingeld, das sie nicht mit sich rumtragen wollen, und noch ein extra Sparschwein für Fünfmarkstücke. Es ist ein lila Elefant, der auf der Fensterbank im Wohnzimmer steht. Ich gehe zu diesem Elefanten und mache ihn auf. Er hat einen Gummistöpsel an seinem rechten Hinterbein, damit man ihn nicht kaputtschlagen muss, wenn man etwas aus ihm rausholen will. Das ist mir schon öfters zugekommen. Aber jetzt nehme ich nicht nur ein oder zwei Geldstücke heraus, ich schütte alle auf den Wohnzimmerteppich. Als ich fertig mit dem Zählen und Verpacken der Geldstücke in Frühstücksbeutel bin, halte ich genau dreihundert Mark in meinen Händen. Ich stecke sie ein, nehme im Flur noch drei Mark achtzig aus meinem eigenen Geldbeutel, mehr ist nicht drin, und ziehe meine Schuhe wieder an. Dann gehe ich los in Richtung Baustelle.

Dieses Mal habe ich keine Angst. Ich gehe in das richtige Haus und in den ersten Stock. Aber als ich in das Zimmer komme, in dem die Frau und ihre Kinder vorhin auf dem Boden saßen, ist niemand mehr da. Sogar das benutzte Tempo, das auf dem Boden gelegen hatte, ist weg.

## 5

Ich habe es ein wenig herausgezögert, denn es fällt mir immer noch schwer, über das nachzudenken, was jetzt kommen muss, und deshalb natürlich auch darüber zu schreiben. Aber es muss sein, wenn ihr verstehen wollt, was in mir passiert ist und wie ich so geworden bin, wie ich bin. Also, einmal ganz tief durchatmen, und dann erzähle ich es.

Es macht mir wirklich Angst, das zu erzählen. Obwohl es schon lange her ist, und ich schon unzählige Stunden darüber gegrübelt und wach im Bett gelegen und mich gefragt habe, was es sollte. Obwohl ich nicht daran glaube, dass Gott in unser Leben eingreift. So als ob er seine Hand aus dem Himmel auf die Erde strecken würde, um einen Baum, der vom Wind gefällt wird, und ein Auto, das mit Mann, Frau und zwei Kindern besetzt ist, zu zermalmen droht, gerade noch aufhält. Obwohl ich überhaupt nicht an diese Art von göttlichem Eingreifen in die Welt glaube, habe ich mich trotzdem tausendmal gefragt, was Gott damit bezwecken und mir damit sagen wollte.

Es war so: Ich war siebzehn, und es war ein Dienstag im November. Ein völlig unspektakulärer Tag. Ich war in

der Schule und habe mich mit Sarah getroffen. Sie war bei uns zu Hause, wir haben uns etwas zum Mittagessen gemacht und dann ein bisschen ferngesehen und miteinander geschlafen. Dann haben wir eine Siesta gemacht, und danach ist Sarah gegangen. Das war das Ungewöhnliche an diesem ansonsten so gewöhnlichen Tag. Sonst haben wir fast immer beieinander geschlafen. Aber heute wollte Sarahs Mutter unbedingt mit der ganzen Familie essen gehen. Und wenn sie etwas will, dann bekommt sie es irgendwann auch, selbst wenn es sonst niemand will, selbst wenn es alle anderen überhaupt gar nicht wollen. Also muss die ganze Familie zu einem italienischen Restaurant gehen und diese Stunde, länger werden sie es sicher nicht aushalten, miteinander an einem Tisch verbringen. Ich habe es, so ein gemeinsames Essengehen, ein paarmal miterlebt und bin mir ganz sicher, dass ich es nie wieder brauche.

Sarah hat gesagt, sie würde ihren Papa fragen, ob er sie nach dem Essen wieder zu mir fährt.

Ich schaue Fernsehen und langweile mich. Seit ich so viele Abende mit Sarah verbringe, weiß ich alleine oft gar nichts mit mir anzufangen. Meine Mama hat etwas Gutes zum Abendessen gekocht, und wir essen und unterhalten uns ein bisschen. Mein Bruder ist bei irgendeinem Freund. Während des Essens kommt mein Papa nach Hause und setzt sich dazu. Er isst ein paar Kartoffelchips, sonst nichts, denn er war wohl auf irgendeinem Geschäftsessen.

Er ist zurzeit noch häufiger auf Geschäftsessen als sonst, denke ich. Aber dann denke ich, dass er ja auch wirklich eine wichtige Position hat in seiner Firma und

dass man dann eben viel auf Geschäftsessen muss. Und irgendwie bin ich in diesem Moment stolz auf meinen Papa. Nach dem Essen schauen wir noch zusammen das *Heute Journal*, und dann gehe ich in mein Zimmer. Sarah hat sich noch gar nicht gemeldet. Ich möchte wissen, wann sie kommt. Dass sie kommt, ist mir irgendwie klar. Ihr Vater wird sie schon fahren, und sie hat ja sicher keine Lust, ohne mich zu Hause zu schlafen. Ich setze mich an meinen Schreibtisch und schaue in meine Schulsachen, was ich bis morgen alles noch machen soll. Es ist nicht allzu viel. Ich fange an eine Frage über Shakespeares *Macbeth* zu beantworten. *Who is the evil part in the relationship, Macbeth or his wife?* Dumme Frage, denke ich. Aber ich kann mich nicht konzentrieren. Irgendwie muss ich die ganze Zeit an Sarah denken, und zwar nicht so wie sonst, ich mache mir heute nicht wirklich Sorgen. Ich bin traurig, und zwar nicht nur wegen ihrer Situation. Ich bin traurig wegen ihrer ganzen Familie. Ich denke an ihre Mutter, und normalerweise verkrampft sich alles in mir, wenn ich an sie denke. Ich habe oft das Gefühl, ich würde Sarahs Mutter hassen. Jetzt ist das Gefühl aber ein anderes. Es ist kein Mitleid. Nein, überhaupt nicht. Ich bin einfach traurig. Auch der Vater macht mich traurig, obwohl es bei ihm nichts Besonderes ist. Er hat mich schon öfter traurig gemacht. Sein Dasein im Keller ist traurig. Und seine vergeblichen Versuche, nett zu sein, die er immer wieder zunichtet, wenn er an anderen Tagen durch das ganze Haus schreit und trotzdem keine Angst in den anderen auslöst, sondern nur noch mehr Verachtung. Und Sarahs Bruder, der Bruder ist sowieso eine traurige Gestalt.

Ich sitze also am Schreibtisch und lese *Macbeth*, aber die Buchstaben fliegen wie kleine Vögel an meinen Augen vorbei. Keiner setzt sich hin und ruht sich aus. Sie fliegen alle so schnell, dass ich sie nur als schwarze Masse wahrnehme. Ich lese *Macbeth*, aber ich denke an Sarah und ihre Familie. Ich werde von Minute zu Minute trauriger. Dann stehe ich auf, nehme mein Telefon und möchte Sarah anrufen. Sie hat schon zweimal versucht, mich anzurufen. Mein Handy ist auf lautlos. In diesem Moment klingelt das Festnetztelefon. Ich will schnell rangehen. Eine Angst, dass irgendwas passiert ist und ich nicht für Sarah da war, erfasst mich. Meine Mama ist schneller. Es muss meine Mama sein, mein Papa geht nie ans Telefon. Ich bleibe im Flur vor dem Telefon stehen und warte, was passiert. Wenn es Sarah war, wird meine Mama gleich verbinden. Das Telefon vor mir klingelt.

»Ja«, sage ich.

»Es ist Sarah.

»Danke, Mama. – Hallo Süße?«

»Hallo, ja, ich bin's. Ich habe schon zweimal auf deinem Handy angerufen. Was ist los?«

»Nichts, es war nur auf lautlos. Tut mir leid. Und bei dir? Wann kommst du?«

»Ich komme gar nicht heute. Meine Mama macht krassen Stress, sie will unbedingt, dass mal wieder die ganze Familie unter einem Dach schläft, und labert rum, dass ihr das ganz wichtig ist. Sie hat auch schon wieder geheult. Kotz!«

»Was soll das denn?«

»Ich weiß es nicht, aber sie nervt auf jeden Fall so krass, dass es mir lieber ist, hier zu bleiben, als mich weiter mit

ihr anzulegen. Wenn die Bahn noch fahren würde, dann würde ich vielleicht einfach fahren, aber das wird heute nichts mehr. Schöne Scheiße.«

»Ja, schöne Scheiße.«

Wir telefonieren noch ein wenig, dann sage ich, dass ich noch meine Hausaufgaben fertig machen möchte. Und wir legen auf.

Ich habe an diesem Abend nichts mehr an meinen Hausaufgaben gemacht. Ich weiß es noch genau. Ich war nervös und wusste nicht, warum. Und ich war traurig und wusste nicht warum.

Es war das letzte Mal, dass ich Sarahs Stimme gehört habe.

In der Nacht hat es in ihrem Haus gebrannt. Das Feuer hat sich rasend schnell ausgebreitet, und niemand hat überlebt. Ihre ganze Familie ausgelöscht in einer Nacht. Wahrscheinlich sogar in denselben fünf Minuten. Die Polizei hat später herausgefunden, dass es Brandstiftung war. Jemand hat Feuer gelegt. Wer, kann man nicht mit hundertprozentiger Sicherheit sagen. Die Feuerwehrleute waren sehr schnell da und konnten die Körper von Sarah und ihrem Bruder noch aus den Flammen ziehen. Sie waren zwar schon tot, aber noch nicht völlig verbrannt. Eine Obduktion hat ergeben, dass sie mit irgendeinem Beruhigungsmittel vollgepumpt waren. In den Zeitungen stand etwas von Familiendrama in der Nacht von Dienstag auf Mittwoch. Aber das war natürlich völlig falsch. Das Drama hatte in all den Jahren vorher stattgefunden. Die Schlagzeile hätte richtig lauten müssen: *Familiendrama endet mit Mord an Mann und Kindern.*

Die zwei Monate danach waren die schlimmsten in meinem Leben. Ich habe so gut wie nichts gegessen und so gut wie nichts getrunken. Ich bin nicht aus dem Haus gegangen und wollte nicht, dass jemand mich besuchen kommt. Ich wollte einfach im Erdboden versinken und sterben. Vielleicht würde ich Sarah dann wieder treffen, dachte ich.

Natürlich bin ich nicht gestorben, und natürlich habe ich Sarah nie wiedergesehen. Ich habe mich gefangen, wie man sagt. Ich bin wieder in die Schule gegangen und ich habe auch die zwei Monate locker aufgeholt, die ich verpasst hatte. Ich bin von allen Menschen in meiner Umgebung nett und zuvorkommend behandelt worden. Aber es hat sich etwas verändert in mir.

Das Elend kam schnell und plötzlich in meine Welt, und es ist auch schnell und plötzlich wieder gegangen, aber es hat umso mehr Veränderung gebracht. Leute, die mich in dieser Zeit erlebt haben, würden sich vielleicht darüber wundern, dass sich angeblich so viel in mir verändert hat. Denn ich glaube, von außen war das nicht so wahrzunehmen. Das ist oft so bei mir. Die wichtigen Veränderungen vollziehen sich im Inneren, und wenn sie schlussendlich nach außen dringen und sich in meinen Handlungen zeigen, dann ist der Auslöser oft schon so lange her, dass ich – und die anderen erst recht – Ursache und Wirkung nur schwer zusammenbringe.

Ich habe nach dem plötzlichen Tod von Sarah viel über den Tod nachgedacht. Auch wenn der Tod auch vorher schon ein Thema in meinen Stammgedanken gewesen war, also den Gedanken, die mich regelmäßig intensiv beschäftigen. Wenn man mal versucht, aufzuzählen, was

diese Themen sind, dann fällt auf, dass es erschreckend wenig sind.

Als ich ganz klein war, habe ich oft viele Male hintereinander den gleichen Albtraum gehabt. Ich lief am Ufer eines großen Flusses entlang. Plötzlich bin ich in den Fluss gefallen und sehr schnell untergegangen. Dann habe ich im Traum laut von zehn bis null runtergezählt und bin gestorben. Ich habe einen Countdown zu meinem eigenen Tod gemacht, und das Nacht für Nacht, viele Male hintereinander.

Nach Sarahs Tod habe ich anders über den Tod gedacht. Vorher war er für mich ein schreckliches schwarzes Ende, hinter das ich nicht gucken konnte und hinter dem es nichts gab. Er machte mir Angst, aber es hätte mir nichts bedeutet, hinter ihn schauen zu können. Ich wollte, dass er weit weg ist und möglichst nichts mit mir zu tun hat. Das hat sich geändert. Plötzlich wollte ich wissen, wie man ihn überwinden und wie man hinter die schreckliche schwarze Tür des Todes schauen kann. Es ergab ja auch keinen Sinn mehr, ihn möglichst weit weghalten zu wollen, denn er war ja bereits in mein Innerstes eingedrungen. Er war bis in mein Herz eingedrungen.

Ich wollte wissen, was es für Wege gibt, diesen Tod zu besiegen. So habe ich den Glauben, dem ich mich vorher schon verbunden gefühlt habe, als das kennengelernt, was ihn zu einem Großteil ausmacht: als *ars moriendi*, als die Kunst, zu sterben. Nicht nur als die Kunst, selbst zu sterben, sondern auch als die Kunst, einen anderen sterben zu lassen, ohne daran lebend zugrunde zu gehen. Ich habe diesen Halt im völlig naiven Glauben an

die leibliche Auferstehung gefunden. Ich habe es mir so vorgestellt – eigentlich muss ich sagen, ich stelle es mir immer noch so vor, auch wenn ich mit dem »Darüberhinweg-Sein«, dass Sarah gestorben ist, was natürlich viel länger gedauert hat als die schon angesprochenen zwei Monate, den festen Glauben daran wieder ein wenig verloren habe – ich habe es mir so vorgestellt, dass die Toten in einem Himmel weiterleben. Sie sehen so aus, wie sie aussahen, als sie starben. Sarah ist in meinem Himmel die Süße geblieben. Die Menschen sehen so aus wie vor ihrem Tod, und sie lieben die Menschen, die sie liebten, als diese Liebe durch den schwarzen Tod entzweigerissen wurde. Diese Vorstellung des Himmels gab mir die Gewissheit, ich würde sie wiedersehen. Deshalb hatte ich nicht das Gefühl, unsere Beziehung wäre für immer vorbei oder ich wäre Single.

Ich fühlte mich, auch Jahre später noch, wie in einer festen Beziehung. Und ich war ihr treu. Ich schämte mich, wenn ich einmal zu viel geflirtet habe, und ich habe kurz in den Himmel geschaut und etwas Entschuldigendes gesagt, wenn ich einer Frau lange und ausgiebig nachgesehen habe. Natürlich hatte ich auch keinen Sex mit anderen Frauen. Ich war wie in einer Beziehung, und wenn ich vorhin geschrieben habe, dass ich mit meiner Freundin Schluss gemacht habe und danach für Ewigkeiten keinen Sex oder zumindest keinen normalen Sex haben konnte, dann war damit nicht eine andere, neue Freundin gemeint, mit der ich Schluss gemacht habe, sondern es war Sarah, mit der ich Schluss gemacht habe, nach vielen, vielen Jahren.

Das war nicht einfach, es war sogar eigentlich unmög-

lich für mich. Erst die Begegnung mit einem bestimmten Menschen hat mit die Kraft gegeben, es zu tun.

Ich war auf einem Volksfest zusammen mit meinem Bruder und vielen seiner Freunde aus der Uni. Dieses Fest war auf dem Land, und man zog sich Tracht an, um dort hin zu gehen. In der Gruppe, mit der ich unterwegs war, war auch eine Truppe viel jüngerer Mädchen. Sie waren siebzehn oder achtzehn Jahre alt und sahen in ihrer Tracht wirklich bezaubernd aus. Eines dieser Mädchen, ich weiß gar nicht mehr, wie ich mit ihr ins Gespräch gekommen bin, jedenfalls eines der Mädchen und ich, wir haben uns sehr gut verstanden. Sie war wirklich sehr schön. Und so jung und unschuldig. Sie hatte dunkle und feste Haare bis zu den Schultern, die sie zu einem strengen Pferdeschwanz zusammengebunden hatte. Ihre Augen waren tiefbraun und haben mich die ganze Zeit lustvoll, aber auch schüchtern angesehen. Sie war nicht besonders groß, aber so schlank, dass es aussah, als wäre sie groß. Und sie hatte, das hat man in der Tracht besonders gut gesehen, wunderbare große und feste Brüste. Irgendwie faszinierte sie mich sofort, und wir haben, nachdem wir von diesem Volksfest noch in eine Disko gegangen sind, erst ganz viel getanzt, und dann sind wir abseits der anderen in einen ruhigen Raum gegangen und haben lange geredet. Das Fest war, wie gesagt, auf dem Land, und wir wurden alle von einem Bus abgeholt, der uns wieder in die Stadt bringen sollte. Auf der Busfahrt saß sie neben mir und wir haben uns geküsst. Ich hatte während der langen Jahre meiner Beziehung zu Sarah manchmal andere Frauen geküsst und mich an-

schließend immer geschämt, das war also noch nicht das Besondere. Es war mehr der Wunsch, den ich nach dem Küssen verspürt habe, sie unbedingt wiederzusehen und sie noch mehr zu küssen. Dieses junge, sehr junge – sie hat mir im Bus erzählt, dass sie erst siebzehn war, was man ihr nicht angesehen hat –, also dieses sehr junge Mädchen hat mich so fasziniert, dass ich ihr so schnell wie möglich wieder nahe sein wollte. Das wusste ich zumindest, als ich aus dem Bus gestiegen bin. Aber zu diesem Zeitpunkt war ich auch völlig betrunken und nicht im Geringsten in der Lage, klar zu denken. Der nächste Tag würde zeigen, ob es eine Faszination war, die anhielt.

Auch am nächsten Morgen wollte ich sie wiedersehen. Ich habe damals in einer anderen Stadt studiert als mein Bruder und musste am nächsten Morgen wieder zurück in diese andere Stadt. Noch als ich wieder zu Hause war, habe ich an sie gedacht. Das war wirklich neu für mich. Ich weiß nicht, ob ich tatsächlich verliebt war, aber ich hatte mich auf jeden Fall verguckt, wie man so sagt. Und so haben wir uns auch SMS geschrieben und uns verabredet für das nächste Mal, wenn ich meinen Bruder oder meine Eltern besuchen würde. Sie haben damals auch dort gewohnt.

Es ist das nächste Mal. Ich bin bei meinen Eltern. Sie sind jedoch nicht da. Sie machen einen ihrer üblichen Ausflüge ins Grüne. Ich habe Penelopez, so heißt die junge Schöne, angerufen und ihr gesagt, dass sie herkommen könne, denn ich sei alleine bei meinen Eltern, und wir wollten uns ja sowieso treffen. Sie hat wirklich einen schönen Namen, und er passt zu ihrem schönen

Aussehen. Die Familie der Mutter ist halb aus Spanien. Deshalb der Name, und deshalb kann sie auch fließend Spanisch. Penelopez meinte am Telefon, sie sei gleich da.

Es klingelt, und ich gehe nach unten, um die Türe zu öffnen.

»Hey«, sage ich und lächle ihr entgegen. Sie sieht wirklich traumhaft aus und ist, wie ich gleich im ersten Moment denke, sehr leicht auszuziehen. Sie trägt nämlich nur ein Sommerkleid, das man einfach über den Kopf ziehen und dann in die Ecke werfen kann. Es ist gelb oder orange oder gold, ich weiß es nicht so genau zu bestimmen, und es hat ein ganz dezentes Leopardmuster. Normalerweise finde ich das ganz schrecklich, aber bei ihr und in Kombination mit ihrem leicht spanischen Aussehen, dem unschuldigen und noch sehr mädchenhaften Blick und dem Körper, der genau auf seinem Zenit angekommen ist, macht mich dieses kleine Leopardkleid sehr an. Eigentlich passt diese Mischung, die sie trägt, nicht wirklich zusammen. Mit Mischung meine ich jetzt nicht, was sie anhat, denn das passt zusammen. Die Mischung ist sie, das Mädchen, das beinahe erwachsen ist, aber eben noch nicht erwachsen und das unschuldig schaut, aber hierher zu mir in die leere Wohnung kommt, weil sie sich etwas erhofft, und dass sie dieses Kleid trägt, das eigentlich eher zu einer Frau um die vierzig passen würde. Aber bei einer Frau um die vierzig würde es eben auch, obwohl es ziemlich kurz ist, schrecklich spießig aussehen, und bei ihr sieht es großartig sexy aus.

»Hey«, sagt sie auch, und wir geben uns Küsschen links und Küsschen rechts und gehen hoch ins Wohnzimmer.

»Willst du etwas trinken?«

»Ja, gerne. Was hast du denn?«

»Ich habe alles, was du willst. Wasser, Cola, Limo, Wein, Bier, Schnaps.«

»Was trinkst du denn?«

»Ich trinke, hmmm, lass mal überlegen ... einen Weißwein.«

»Dann nehme ich auch einen.«

Es ist eigentlich noch ein wenig früh am Tag für Alkohol, aber wir sind beide eher nervös, und so trinken wir mittags an einem strahlend schönen Sommersonntag Weißwein im Wohnzimmer meiner Eltern. Sie erzählt von der Schule, und ich muss darüber lachen, dass sie von der Schule erzählt und ich sie heiß finde. Denn das sind eigentlich keine zwei Dinge, die ich miteinander verbinde, Schule und Sex. Aber sie lacht mit mir darüber und ist auch sonst wirklich ganz wunderbar. Ich verstehe, warum sie mir seit dem Volksfest so im Gedächtnis geblieben ist. Sie verzaubert mich mit ihrer unbeholfenen und unschuldigen sexy Art. Nach dem Wein küssen wir uns und gehen nach unten, in das Zimmer in dem ich immer schlafe, wenn ich bei meinen Eltern bin. In diesem Zimmer gibt es ein großes Bett und ein großes Fenster, durch das die Sonne genau auf das Bett scheint. Wir küssen uns noch mehr, und ich fange an, sie von ihrem Kleidchen zu befreien. Sie lässt alles mit sich geschehen, aber dabei ist sie mehr eine Zuschauerin bei meinem Liebesspiel mit ihr als eine Teilnehmerin an unser beider Liebesspiel. Aber küssen, das kann sie sehr gut, und das macht sie auch mit Leidenschaft. Ich ziehe sie trotzdem aus, sie scheint sich darüber auch weder zu wundern, noch etwas dagegen zu haben. Sie hebt ihren



Po, damit ich ihr Höschen ausziehen kann, und sie dreht sich auf den Rücken, damit ich ihren Po küssen kann. Als sie ganz nackt ist, wirklich nichts mehr anhat, küsse ich sie noch ein wenig an ihren wirklich wunderschönen festen und großen Brüsten. Dann halte ich inne, lege mich völlig angezogen neben die völlig nackte Penelope und frage: »Ist alles in Ordnung? Du weißt, dass du hier nichts machen musst, was du nicht willst, und du weißt, dass du mir auch nichts beweisen musst?«

»Ich weiß, ja. Aber du weißt auch, dass ich nicht mit dir schlafen werde, oder?«

»Sagen wir es mal so, ich weiß es nicht, aber ich habe es mir gedacht. Ich habe dich ja ausgezogen, du mich aber nicht.«

Sie schaut etwas erstaunt in diesem Moment, als wäre ihr nicht klargewesen, dass sie mich hätte ausziehen können, wenn sie es gewollt hätte.

»Warum willst du denn nicht mit mir schlafen?«

»Ich habe noch nie mit jemandem geschlafen, und ich will das nicht einfach so.«

»Klar, dann ist mir das klar. Ich werde dich auch bestimmt nicht dazu drängen.«

Danach liegen wir noch eine Zeit lang nebeneinander auf dem Bett. Sie ganz nackt, ich ganz angezogen, dann küssen wir uns noch ein bisschen, und ich versuche, sie doch noch zu überreden, Sex mit mir zu haben. Aber nicht lange und ohne ernsthaft daran zu glauben, dass ich es schaffen könnte. Sie zieht sich vor meinen Augen langsam an, und ich genieße es sehr, ihr zuzusehen. Dann geht sie, und wir machen aus, uns bald wiederzusehen.

Nach diesem Nachmittag mit Penelopez war es irgendwie anders. Mit *es* meine ich *alles*. Ich habe mich befreit gefühlt und konnte an die Zukunft denken. Und diese Zukunft war eine Zukunft ohne Sarah. Ich konnte mich innerlich dazu entscheiden, Schluss zu machen. Das habe ich dann auch gemacht. Und zwar nicht nur in Gedanken, sondern wirklich, indem ich mit ihr geredet habe.

Ich habe mich an einem Abend, ich war bei mir in der Wohnung, auf die Couch gesetzt und die Augen geschlossen. So habe ich es immer gemacht, wenn ich mit ihr sprechen wollte. Ich war alleine in der Wohnung, habe erst ganz still dagesessen und irgendwann angefangen, mit ihr zu reden. Ich habe ihr erklärt, wie es war, Penelopez zu treffen, und dass ich in mir einen Impuls verspürt habe, der gesagt hat, das ist es noch nicht gewesen, da muss noch etwas kommen, und dass ich sie wunderschön fand und dass sie mich an sie erinnern würde. Was nicht wirklich stimmte, das habe ich nur gesagt, weil ich ihr schmeicheln wollte. Ich weiß, dass das komisch ist, aber ihr dürft euch das auch nicht wie ein Gespräch vorstellen, das einer von euch vielleicht schon einmal mit seiner verstorbenen Mutter oder seinem verstorbenen Vater geführt hat. Ich habe nicht gebetsartig mit einem Geist gesprochen.

Sie war für mich wirklich da. Ich habe ja weiterhin mit ihr zusammengelebt, und zwar sehr intensiv. Ich hatte eigene Techniken entwickelt, mit ihr zu sprechen. Es war wie bei einem lebenden Gesprächspartner, der einem sehr vertraut ist und dessen Ticks man kennt und auf den man sich entsprechend einstellt. Ich wusste, wann ich was sagen konnte und wann nicht. Ich habe Witze



mit ihr gemacht und manchmal ernst mit ihr geredet, habe ihr auch gelegentlich geschmeichelt, damit sie mir gut zuhört und ihr klar wird, was ich möchte.

So habe ich mich dieses eine Mal besonders lange still auf das Sofa gesetzt, bevor ich angefangen habe, mit Sarah zu reden. Ich wollte ja nicht irgendetwas von ihr, ich wollte mit ihr Schluss machen. Wir waren ja aus Liebe zusammen, und aus Liebe, so erklärte ich es ihr, sollte sie auch einsehen, dass ich mit ihr Schluss machen musste. Dass es für uns beide besser wäre, habe ich gesagt. Sie, die mich ja liebte, müsste es verstehen, dass ich auf Dauer, wenn ich mit ihr zusammenbliebe, nur unglücklich sein würde. Ich könnte sie ja nicht wieder lebendig machen, und es könnte sie ja auch nicht glücklich machen, wenn es mir schlecht geht. Ich habe Sarah erzählt, dass ich mal heimlich bei einer Psychologin war. Der habe ich gesagt, dass es mir sehr schlecht gehen würde, denn ich hätte eine Freundin, und wir würden uns auch lieben, aber ich müsste immer für sie da sein und hätte keine Zeit für mich. Ich habe der Psychologin das entscheidende kleine Geheimnis dieser Beziehung zwar verschwiegen, aber die Probleme, die ich hatte, die waren ja echt, und die Situation, die ich beschrieben habe, die war auch echt. Sie hat damals einen Test mit mir gemacht. Ich musste bestimmte Gedankenassoziationen bilden, was genau, weiß ich nicht mehr, und am Ende kam heraus, dass ich bei Sarah als erstes an Hass denken musste. Dass ich also Sarah, die Person, die ich über alles liebte und auf die ich mein ganzes Leben ausgerichtet hatte, in meinem Unterbewusstsein mit Hass verband. Das hat mich damals wirklich sehr schockiert.

Sarah hat meine ganzen Gedanken und Argumente verstanden und gesagt, dass sie einverstanden wäre. Wir sollten es so machen, dass wir unbedingt Freunde bleiben und uns auch ab und zu sehen und miteinander reden würden, aber eben nicht mehr so tun, als wären wir ein richtiges Paar. Ich war wieder Single.